



THEMEN

Interview mit Nikolai P. Burkart

Umfrage zum Thema Arbeit

In der Kostümschneiderei
des Thalia Theaters

Mein Lieblingsort: Nordstrand

Über Mode und Höflichkeit:
Das geht gar nicht!

Die quietschbunten 70er Jahre

PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG
»Generationen verbinden«
Vom Alltag in unseren Häusern

»Das Kind, das ich war«
Texte von Peter Wawerzinek

»Klettermaxe« Arnim Dahl

Cartoon: Marundes
»Bilder aus der Heimat«



PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG
In Gemeinschaft leben. Seit 1619

höflich & elegant

Motto
des Jahres:
Generationen
verbinden



Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

»Höflichkeit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr«, behauptet der Berliner Volksmund. Ist dem wirklich so? Ist unsere Gesellschaft eine Masse vorwärts strebender, unhöflicher Menschen oder zumindest zu dieser verkommen? Was überhaupt ist Höflichkeit, wo begegnet sie uns und wo erwarten wir sie? Verstehen wir unter Höflichkeit das Gleiche wie Menschen in anderen Kulturen, zum Beispiel in Japan? »Verhalte dich so, dass der andere sein Ansehen wahren – besser noch – mehren kann«, heißt es im Land der aufgehenden Sonne. Was für ein großartiges Ideal!

Auf den nachfolgenden Seiten haben wir uns in zahlreichen Geschichten und unter unterschiedlichsten Aspekten auf die Suche nach der Höflichkeit gemacht. Wir haben beobachtet, Fragen gestellt und dabei Beispielhaftes gefunden, Einzigartiges und Nachdenkenswertes.

Eng mit der Höflichkeit verknüpft ist die Eleganz. Nicht umsonst lautet ein Sprichwort: »Ein unhöflicher Mensch ist niemals elegant.« Ist Eleganz also mehr innere Haltung als äußere Erscheinung? Das Wort Eleganz wird meist im Zusammenhang mit Mode genannt. Als »gemeisterte Verschwendung« sowie »guter Geschmack und ein Hauch von Wagemut« wird sie definiert. Also doch eher Schein als Sein? »Wirkliche Eleganz heißt, in Rufweite hinter der Mode zu bleiben.« Wie tröstlich, Eleganz gibt es also doch unabhängig temporärer Erscheinungsformen.

Wie auch immer: Höflichkeit und Eleganz können das Miteinander sehr angenehm machen. Sind sie heute aus der Mode gekommen? Ganz und gar nicht! Dieses Heft ist ein Plädoyer für Höflichkeit und Eleganz. Und gleichzeitig ein Herzenswunsch, dass beides niemals verloren gehen möge.

Ihr



Johannes F. Kamm | Geschäftsführer





Event, Event, Event... *August 2011: Die »Badende Nixe in der Alster«*

Wir sehen ein Kunstprojekt, bestehend aus drei schwimmenden Einzelteilen, die den Eindruck einer badenden Frau vermitteln. Die Idee: Hamburg, die Stadt am Wasser, zum Gesprächsstoff in Deutschland zu machen. Der Kulturstatsrat: »Mit der Badenden in der Binnenalster wird das Wasser zu einer weiteren Kreativfläche dieser Stadt.«





INHALT

- 3** Editorial
- 6** Einblicke
- 12** »Angebote für die älter werdende Gesellschaft«
Nikolai P. Burkart im Gespräch
- 18** »Mode interessiert uns eigentlich gar nicht.«
In der Kostümschneiderei des Thalia Theaters
- 24** Umfrage zum Thema Arbeit
- 26** Älterwerden I: Wer kann sich in den großen Zeh beißen?
Älterwerden II: When I get older, losing my hair ...
- 28** Mein Lieblingsort: Nordstrand
- 30** Die 70er: »Willst du so etwa auf die Straße?«
- 32** Das geht gar nicht!
- 34** PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG
»Generationen verbinden«
Aus dem Alltag in unseren Häusern – Von der Mode der 50er-Jahre, unserem Haus in Wilhelmsburg und dem Höflichkeitsbegriff der Direktoren
- 60** Kleider machen Leute
- 62** Wiedergelesen:
Peter Wawerzinek –
Das Kind, das ich war
- 68** Rückblick
»Klettermaxe« Arnim Dahl
- 70** Marunde-Cartoon:
Bilder aus der Heimat
- 72** Hamburger Kostbarkeiten
Brendler – Marine- und Tropenausrüstung
- 74** Vorschau
- 75** PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG
Adressen / Bildnachweis / Impressum

Der Umschlag zeigt auf der linken Seite die Sandsteinfigur eines kleinen Küchens, platziert an der Fassade im Innenhof des Hamburger Rathauses.

Bahnhof ade!

Was ist schlimmer als ein granteln-der Schalterbeamter, der einem nach ellenlanger Wartezeit in einer überfüllten Bahnhofshalle wortlos ein Ticket in die Hand drückt? Gar kein Schalterbeamter. Dank Internet, wie die DB meint, auch völlig überflüssig. Seit geraumer Zeit kann jeder technikaffine Fahrgast selbst zur Tat schreiten. Klar, alles ganz easy, im Internet die gesuchte Bahnverbindung raussuchen, buchen und am besten auch noch gleich selbst die Fahrkarte ausdrucken – so will es die Werbung. Derjenige, der keinen Internetanschluss hat, steht allerdings im Regen. Notgedrungen muss er sich zu den wenigen kostbaren Bahnbeamten am Schalter bemühen – und zahlt darüber hinaus noch einen Aufschlag für diesen besonderen »Service«. Oder aber er steht irgendwo in einem bundesdeutschen Kaff auf einem windigen Bahnsteig vor einem Fahrkartenautomaten, der sinnigerweise überall anders bedient werden muss. Kein Bahnbeamter in Sicht. Und wo muss er nun drücken für die Kurzstrecke nach Heidelberg? Das passende Kleingeld fehlt ebenfalls. Erhöhter Pulsschlag, latente Unruhe. Unhöflicher kann Kundenservice kaum sein. [SK]

The screenshot shows a web browser window with the URL http://geofox.hvv.de/jsf/showSearchResult.seam?LANGUAGE=de_DE&language=d. The page is titled 'Persönlicher Fahrplan' (Personal Journey Plan). It features a search bar with a 'Suche' (Search) button and a red button labeled 'Einzel- und Tageskarten zum Selbstaussdrucken.' (Individual and Day Tickets for Self-Printing). The page lists various services under the 'Persönlicher Fahrplan' heading, including 'Aktuelle Fahrplanabweichungen', 'Kurzanleitung', 'Abkürzungen Haltestellen', 'Bundesweite Fahrplanauskunft', 'Haltestellenaushang', 'Linienfahrplan', 'Fahrpläne als PDF', 'Fahrpläne mobil', 'Fahrplanauskunft auf Ihrer Homepage', and 'Verkehrsangebot'. On the right side, there is a section for 'Persönlich' (Personal) with a search bar and a list of stations: 'Start: Hauptbahnhof', 'Fußweg zur Haltestelle', 'Haltestelle', 'ab Hamburg Hauptbahnhof', 'Linie', 'Richtung', 'an Neumünster', 'ab Neumünster', 'Linie', 'Richtung', 'an Rendsburg', 'Ziel: Rendsburg'. Below this, there is a section for 'Fahrzeit (Haltestelle)' and 'Reisezeit (Start - End)' with a table showing travel times and costs.

Fahrzeit (Haltestelle)	Reisezeit (Start - End)	davon Fußwege i	Einzelfahrkarte 2 (EUR)	Tarif-Übersicht

1 HVV-Tarif gilt nicht
2 Am 3., 10. und verschiedenen Abs

Alte Schule

Eleganz jenseits des Neuen Walls: In Wilhelmsburg, einem Hamburger Stadtteil, bei dem man nicht automatisch an Haute Couture denkt, existiert bis heute (in der Veringstraße) eine kleine, feine Schneiderei – keine Änderungsschneiderei, wie der Meister ausdrücklich betont. Die Auslage im Schaufenster spricht für sich: feinste, edle Tuche und Stoffe, das Werbeplakat eines englischen Herrn mit dem typischen Bowler-Hut und dem unverzichtbaren Regenschirm, dazu das glänzende Wappen des britischen Königshauses. Wer sich für ein besonderes Ereignis schick machen möchte, lässt sich hier seit Generationen sein Outfit ganz auf Pass schneiden. Frau Müller bekommt für die Konfirmation ihrer Enkelin ein elegantes Kostüm gefertigt, Herr Schulze für seine zweite Trauung einen feinen Maßanzug auf den Leib geschneidert usw. Was alle eint: der Wunsch, sich dem jeweiligen Anlass entsprechend in Schale zu werfen. Aber mit Stil – und nicht von der Stange. Man muss in Hamburg für elegante Garderobe also nicht an den Jungfernstieg. Auch in anderen Gegenden finden sich kleine Schneidereien (neudeutsch: Modedesigner), die ihre Kunden exklusiv einkleiden. [SK]





Stilvoll

Dem Gast zu Ehren: Elegante, festliche Kleidung ist das eine, wenn es darum geht, wichtigen Besuch stilvoll zu empfangen. Nicht minder bedeutsam sind eine prächtig gedeckte, blumengeschmückte Tafel und ein exquisites Menü. Wenn im Hamburger Rathaus Staatsgäste, Politiker, Unternehmer, Kulturschaffende und andere verdiente Bürger eingeladen werden – wie beispielsweise alljährlich im Februar beim Matthiae-Mahl, dem weltweit ältesten heute noch begangenen Festmahl mit über 400 Gästen –, kommt das glanzvolle Hamburger Staatsgeschirr zum Einsatz. Erst direkt vor dem Essen werden die Hunderte von zarten Tassen, Tellern und Kristallgläsern in der großen Festküche bereitgestellt. Normalerweise wird das kostbare Porzellan-service mit Goldrand und Staatswappen, dessen Muster übrigens in keinem Laden zu kaufen ist, zum Schutz in einem fensterlosen Raum des Rathauses aufbewahrt. Auch so kann man seine Wertschätzung gegenüber dem Gast zum Ausdruck bringen. Coffee to go hat hier keine Chance – wie beruhigend, dass das hanseatisch Gediegene zumindest hier überlebt hat. [SK]





»Angebote für die älter werdende Gesellschaft«

Der Unternehmer Nikolai P. Burkart



Seit 2007 ist unser Gesprächspartner **Nikolai P. Burkart** Gesellschafter bei **PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG**.

Wie sein Partner Andreas Franke (siehe finkenaufelf 2/2011) besitzt er 50 Prozent der Anteile. Nikolai P. Burkart stammt aus einer schwäbischen Unternehmerfamilie, die seit vielen Jahrzehnten im Gesundheits- und Pflegebereich tätig ist. 2005 hat er die Vitanas Gruppe übernommen, einen der bundesweit größten Pflegeheim-Anbieter. Seit seiner Gründung im Jahr 1969 durch den Pfarrer und ehemaligen Berliner Bürgermeister Heinrich Albertz ist dieses Unternehmen stetig gewachsen und bietet heute 5200 Pflege- und Klinikplätze in Berlin und anderen deutschen Städten.

finkenaufelf: Herr Burkart, Sie sind in Hamburg, anders als in Berlin, noch relativ unbekannt. Was hat Sie dazu bewogen, sich an **PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG** zu beteiligen?

Nikolai P. Burkart: Ich bin Gesundheitsunternehmer – alles, was im Gesundheitswesen möglich ist, interessiert mich, ich bin damit aufgewachsen. Meine Großmutter hatte seit 1933 ein Unternehmen, Zehnacker, das anfangs sehr klein war. Das hat sich dann zu einem der größten Facility Management Unternehmen Deutschlands entwickelt. Später war das dann die Zehnacker-Gruppe, die wir 1998 verkauft haben.

finkenaufelf: Facility Management, also die Betreuung von Gebäuden, ist ja nicht direkt Gesundheitswesen...

Nikolai P. Burkart: Zehnacker war sehr stark auf das Gesundheitswesen spezialisiert. Es ist aus einem Gebäudereinigungs-Unternehmen entstanden, und wir haben dann die Dienstleistungspalette erweitert, haben Sterilisation, Catering, technisches Gebäudemanagement dazu genommen. Wir haben eine Beteiligung an einem Software-Unternehmen gekauft und auf dieser Software einen integrierten Ansatz für

die Krankenhaus-Logistik entwickelt. Damit waren wir Innovationstreiber auf diesem Gebiet. In Hamburg haben wir übrigens seinerzeit eine Ausschreibung gewonnen für sechs, damals noch städtische Kliniken, wir sollten die Materialwirtschaft optimieren. Da haben wir die Kapitalbindung für den Kunden von zwölf auf zweieinhalb Millionen reduziert. Aktuell haben wir eine große Palette an Unternehmen und Unternehmensbeteiligungen, die umfasst zum Beispiel Altenheime, geriatrische Kliniken, psychiatrische Zentren, Zentren, in denen behinderte Menschen wieder in die Gesellschaft eingegliedert werden, auch eine kleine Beteiligung an einem Facility Management Unternehmen. Zusammengefasst: Wir glauben, dass das Gesundheitswesen bei einer älter werdenden Gesellschaft eine immer wichtigere Rolle spielt, und haben in diesem Markt eine Menge zu bieten. Das ist meine Triebfeder.

finkenau elf: Hamburg ist Ihnen demnach nicht völlig unbekannt.

Nikolai P. Burkart: Nein, überhaupt nicht.

finkenau elf: Wie kam es dazu, dass Sie bei PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG den Teilzuschlag erhalten haben?

Nikolai P. Burkart: Es war eine vertrackte Situation: 2005, als wir Vitanas übernommen haben, hat sich Vitanas an der Ausschreibung für PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG beteiligt. Meine Familie war zu dem Zeitpunkt in einem Konsortium, das sich auch für dieses Unternehmen interessiert hat, aus dem haben wir uns dann zurückgezogen.

finkenau elf: Dafür haben Sie dann Vitanas gekauft und mit Vitanas PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG.



Nikolai P. Burkart: Kurz nach dem Kauf kam der Zuschlag für PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG. Das war eine durchaus spannende Zeit.

■ Vertrauen und Langfristigkeit

finkenau elf: Und so besitzen Sie jetzt PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG zu gleichen Teilen mit Herrn Franke...

Nikolai P. Burkart: ...das war schon ungewöhnlich, so eine 50/50-Partnerschaft. Normalerweise wird immer gesagt, das sei ein Rezept für Desaster. Das Amüsante aber ist, dass wir im Laufe der Zeit immer mehr Vertrauen zueinander gewonnen haben. Wir stehen in einem ständigen Austausch miteinander – wir telefonieren mindestens wöchentlich. Und so haben beide Gesellschafter, vollkommen unabhängig voneinander, gesagt: Ja, wir wollen dieses Unternehmen sehr langfristig halten. Wir denken da jetzt ganz langfristig.

finkenau elf: Welche Perspektive sehen Sie für PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG? Wie sollte sich das Unternehmen fortentwickeln?

Nikolai P. Burkart: Mir ist daran gelegen, dass PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG und Vitanas in der nahen Zukunft innovative Marktführer werden. Also nicht unbedingt die Größten, aber diejenigen, die die besten Lö-

Neben klassischen Pflegeheimen, hier PFLEGEN & WOHNEN FINKENAU, sind künftig auch andere Formen des Wohnens im Alter denkbar



sungen bieten. Die erste Phase haben wir sehr erfolgreich abgeschlossen: den Neubau der Immobilien. Herr Franke und die Mannschaft, die Geschäftsführung, haben da eine hervorragende Arbeit geleistet, eine tolle Architektur! Das ist in Deutschland einzigartig, die Erneuerung so vieler Häuser in so kurzer Zeit. Die Frage, die man sich jetzt stellen muss, ist: Wollen wir stehenbleiben bei Altenpflegeheimen, das ganz überwiegende Geschäft bei PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG, oder wollen wir neue Felder, die zu uns passen, prüfen?

■ Pflegeheime sind nicht die ganze Antwort

finkenau elf: In der Tat, es stellt sich ja die Frage, ob es zum Thema »Wohnen im Alter« auch noch eine andere Antwort gibt als Pflegeheime.

Nikolai P. Burkart: Wir diskutieren das natürlich. Wir haben ein Konzept entwickelt, wir nennen es Campus-Konzept, wo mehrere Module gleichberechtigt nebeneinanderstehen. Wo jemand, der in einer Wohnung lebt, Dienstleistungen abfordern kann, sei es Reinigung, sei es Essen oder sei es pflegerischer Art. Eine weiterentwickelte Form des Betreuten Wohnens. Auch »ambulant assisted living« gehört dazu. Vielleicht mit einem lokalen ambulanten Dienst, der nicht zwingend zu PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG gehören muss.



finkenau elf: Bitte erklären Sie uns, was »ambulant assisted living« ist.

Nikolai P. Burkart: Stellen Sie sich jemanden vor, der ein schweres Herzproblem hat. Um dieser Person ein weitgehend eigenständiges Leben zu ermöglichen, könnte sie technisch aus der Ferne überwacht werden und Unterstützung erhalten. Damit, wenn ein Notfall geschieht, diese Person schnell Hilfe bekommt.

finkenau elf: Über ein System, das dann Alarm schlägt?

Nikolai P. Burkart: Ja. Sollte es da sinnvolle Lösungen geben, werden wir das in betreute Wohnungen einbauen, natürlich nur auf Wunsch und bei Einhaltung datenschutzrechtlicher Rahmenbedingungen. Wir haben in Berlin und Hildesheim schon eine Anzahl von Wohnungen so ausgestattet, mit freiwilligen Kunden. Ich habe mir das vor zwei, drei Wochen angeschaut, das ist ganz spannend. Noch bringt es nicht die Ergebnisse, die wir erwarten, aber es ist ein Weg, den man erforschen sollte.

finkenau elf: Wo können Sie sich noch Veränderungen bei PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG vorstellen?

Nikolai P. Burkart: Wir müssen generell prüfen: Wie können wir die alten Leute geriatrisch gut versorgen – und machen wir das alles selbst? Können wir auf einem unserer Campi eine geriatrische Klinik etablieren, brauchen wir medizinische Versorgungszentren? Wie lassen wir unsere Kunden untersuchen – unsere



alten Kunden wollen nicht mehr so gern in Kliniken reisen. Sie könnten zum Beispiel über Telemedizin von einer Highend-Klinik begutachtet werden.

finkenau elf: Wie hat man sich das vorzustellen?

■ Chance Telemedizin

Nikolai P. Burkart: Stellen Sie sich vor, es gibt ein Hautproblem: Auf der einen Seite, bei unserem alten Patienten, ist ein Geriater, auf der anderen Seite, zugeschaltet, ein Dermatologe, und mit guten Kameras wird die Haut begutachtet, das Ganze geht in eine elektronische Patientenakte und steht beiden Medizinern zur Verfügung. Der Kunde muss nicht reisen, muss nicht lange in der Klinik warten – das sind die Wege, über die man nachdenken muss. Ich verspreche mir da viel von unserer Partnerschaft mit einem, vielleicht dem führenden Professor für Telemedizin in der Charité. Ich glaube, wir sind da erst am Anfang dessen, was in Zukunft möglich ist.

finkenau elf: Besonders bei gebrechlichen oder demenzten Patienten scheint mir das ein interessanter Weg zu sein.

»Telemedizin – ich glaube, wir sind da erst am Anfang dessen, was in Zukunft möglich ist.«

■ Herausforderung Demenz

Nikolai P. Burkart: Demenz ist übrigens auch eines der Themen, bei denen wir uns weiterentwickeln müssen. Bei Vitanas bauen wir jetzt die ersten »Stand-alone-Demenz-Häuser«.

finkenau elf: Was bedeutet das?

Nikolai P. Burkart: Bei Vitanas haben wir bisher in jedem unserer Häuser eine Demenz-Abteilung mit speziell ausgebildetem Personal. Aber es könnte sinnvoller sein, Häuser zu haben, in denen das gesamte Personal diese spezielle Demenz-Ausbildung hat. In Magdeburg planen wir jetzt ein solches Haus, ein altes Haus, es ist wunderschön, direkt an der Elbe gelegen. Wir werden versuchen, den Klienten dort die alte Zeit wieder zurückzubringen, so dass sie ein möglichst lebenswertes, qualitativ hochwertiges Leben führen können und, soweit es irgend geht, auch selbstständig sein können. Im obersten Stock hat das Haus ein Dach, das man öffnen kann, da kommt ein Markt hin, und bei schönem Wetter öffnen wir das Dach. Da können unsere Klienten kleine Einkäufe machen, das gibt ihnen das Gefühl, gebraucht zu werden. Wir werden dort auch einen »Garten der Sinne« einführen, sodass man bei schönem Wetter auch rausgehen kann. Denn Licht, gerade Tageslicht, ist für die alten Menschen sehr wichtig. Sie schlafen dann nicht nur besser, es gibt auch Forscher, die sagen, das habe einen positiven Einfluss auf Alzheimer-Patienten.

■ Die unteren Einkommen entlasten!

finkenau elf: Ein heikles Thema in diesem Zusammenhang ist die Versorgung derjenigen, die sich solche aufwendigen und besonders komfortablen Häuser eigentlich nicht leisten können, womöglich gar keinen Eigenbeitrag aufbringen können. In Hamburg bietet PFLEGEN & WOHNEN

HAMBURG ja traditionell Lösungen in diesem Sektor. Was sollte geschehen, um auch hier weiter eine gute Versorgung zu gewährleisten?

Nikolai P. Burkart: Es ist, finde ich, Ausdruck einer unglaublichen Solidarleistung in Deutschland, dass derjenige, dem es wirtschaftlich nicht so gut geht, so gut versorgt wird wie jemand, der das ganze Leben einbezahlt hat. Man könnte sogar die Frage stellen, ob da nicht auch eine Ungerechtigkeit ist – stellen Sie sich einen Arbeiter bei Airbus vor, der sein ganzes Leben lang einbezahlt hat und der jetzt pflegebedürftig wird. Der muss sein Häuslein einsetzen, das er sich aus versteuertem Geld erbaut hat und das er sicherlich gern vererben möchte. An dieser Stelle könnte man fragen, ist das gerecht, ist das sozial?

■ Wir brauchen mehr Geld im System!

finkenau elf: Also plädieren Sie für einen höheren Schonbetrag?

Nikolai P. Burkart: Dafür plädiere ich sogar sehr stark. Bei wohlhabenden Leuten finde ich es angemessen, wenn sie für die Pflegekosten selbst aufkommen, aber ich empfinde es als nicht ganz gerecht, wenn Leute, die sich durch harte körperliche Arbeit etwas angespart haben, das einsetzen müssen und ihren Kindern damit die Chance auf einen etwas besseren Start nehmen.

finkenau elf: Das heißt, Sie möchten insgesamt mehr Geld im Pflegesystem sehen. Wo soll das herkommen? Sind Sie für einen höheren Spitzensteuersatz? Es gibt hier in Hamburg zum Beispiel den wohlhabenden Reeder Peter Krämer, der sagt: Leute, verlangt uns endlich mehr Steuern ab, wir können das!

Nikolai P. Burkart: Ich weiß nicht, ob es der richtige Weg ist. Ich würde mich vielleicht nicht sperren, aber zunächst möchte ich sagen: Der Staat ist immer noch ein großer Verschwender. Ich bin ganz sicher für eines: dass die unteren Einkommensgruppen entlastet werden. Da müssen meines Erachtens die Freigrenzen höher gezogen werden – ich bin auch der Ansicht, dass die unteren Einkommensgruppen,

partiell oder ganz, von Kranken- und Altersversicherung befreit werden sollten. Das würde ich für einen besseren Weg halten.

finkenau elf: Naja, aber das Geld muss irgendwo herkommen. Haben Sie einen Vorschlag?

Nikolai P. Burkart: Einen ganz praktikablen Vorschlag. Unsere Staatsinstitutionen sind nicht sehr effizient. Wir müssen dafür sorgen, dass sich der Staat beim Wettbewerb um Arbeitskräfte in Zukunft zurückhält. Das bedeutet, dass er seine Effizienz verbessern muss, und das bedeutet vielleicht auch, dass er gewisse Dienstleistungen nicht mehr zwingend selbst erbringt. Man muss darüber nachdenken, wie kann der Staat seine Effizienz steigern, um der Wirtschaft beim Wettbewerb um die Nachwuchskräfte nicht zu sehr in die Quere zu kommen. Das ist eine Vorbemerkung...

finkenau elf: Sie haben jetzt den kommenden Fachkräftemangel im Auge?

Nikolai P. Burkart: In der Tat! Ich freue mich aber für die jungen Leute. Ich fand es unsäglich, dass die jungen Leute in den letzten 20 Jahren speziell in Berlin keine Ausbildungsstätten gefunden haben. Wir hatten bei Zehnacker teilweise 500 Auszubildende, um das etwas aufzufangen.

■ Schwarzarbeit schadet allen

finkenau elf: Und wie sollen nun die Pflege und die Entlastungen für die unteren Einkommensgruppen finanziert werden?

Nikolai P. Burkart: Volkswirtschaftler sagen uns, dass Schwarzarbeit in den letzten 30 Jahren extrem zugenommen hat, sie erreicht jetzt einen volkswirtschaftlichen Wert von 300 bis 350 Milliarden Euro. Wenn ein Gutteil der Schwarzarbeit mit nur 15 bis 20 Prozent versteuert würde, hätten Sie immense neue Finanzierungsspielräume. Diese 2, 3 Milliarden, die wir mehr in die stationäre Altenpflege geben sollten, die wären dann überhaupt kein Problem. Uns fehlt ein Konsens darüber, dass Schwarzarbeit letzten Endes allen schadet und gesellschaftlich geächtet werden muss. Jetzt zu Ihrer Frage: Bin ich für eine höhere Einkom-

menssteuer? Ich frage mich, ob der Staat mit mehr Geld vernünftig umgehen würde. Ich bin der Ansicht, Einkommenssteuer und Solidaritätsbeitrag sollten bei 49 Prozent aufhören.

finkenau elf: Bei 49 – wir sind ja jetzt bei 42...

Nikolai P. Burkart: Über 49 Prozent sollte es nicht hinausgehen. Ich habe damit kein Problem. Wir hatten früher schon mehr. Ich denke aber nicht, dass es notwendig ist. Ich glaube, wenn wir alle Steuerschlupflöcher schließen, dann reicht das vollkommen.

finkenau elf: Ich möchte noch einmal auf das Thema Fachkräftemangel zurückkommen. Wie wollen Sie dem begegnen?

Nikolai P. Burkart: Zunächst, und damit kommen wir wieder auf das eben Gesagte zurück: Ich bin überhaupt nicht der Ansicht vieler Politiker, die mantraartig wiederholen, die Kosten im Gesundheitswesen seien zu hoch! Im Ge-

genteil, sie müssen mehr Geld ins System geben. Ich will das gar nicht mal für den Unternehmer, wir sollten dafür sorgen, dass das bei den Leuten, die in der Pflege arbeiten und wirklich nicht besonders gut dotiert sind, ankommt.

finkenau elf: Meinen Sie, dass Sie damit den Personalnotstand in der Pflege beheben könnten?

■ Ohne Migranten geht es nicht

Nikolai P. Burkart: Nein, nicht allein. Ich hoffe auf eine europäische Migration, innerhalb der EU. Bei Vitanas haben wir Mitarbeiter aus Polen angeworben. Ich war schon vor zwei, drei Jahren in Polen und habe mit privaten Universitäten gesprochen, um dort Mitarbeiter ausbilden zu lassen. Wir bekommen jetzt die ersten Mitarbeiter aus Spanien, wir reden auch mit asiatischen Ländern. Das Problem ist, dass die Vorschriften in Deutschland so uneinheitlich sind, dass sie sich wirklich von Bundesland zu Bundesland unterscheiden. Das ist nicht wirklich hilfreich.

finkenau elf: Welche Vorschriften meinen Sie genau?

Nikolai P. Burkart: Die Beschäftigungsvorschriften und die Vorschriften, nach denen die Ausbildungen anerkannt werden. Die ersten polnischen Mitarbeiter, die wir haben, haben alle einen Master-Studiengang absolviert. Die sind aus meiner Sicht sehr hoch qualifiziert, aber wir haben Probleme mit der Anerkennung ihrer Ausbildung. Bei Vitanas haben wir eine eigene Akademie zur Aus- und Fortbildung für unsere Mitarbeiter. Auch das kann ein Weg sein, um gute Kräfte aus dem Ausland weiter zu qualifizieren. Ich denke, das Wichtigste überhaupt in unseren Unternehmen ist Personalauswahl und -fortentwicklung. Nur wer gutes Personal hat, kann seinen Kunden ein angenehmes Umfeld bieten. Daran wird sich die Zukunft unserer Unternehmen entscheiden.

finkenau elf: Herr Burkart, wir danken Ihnen für das Gespräch.

Freundliche Zuwendung kennt keine Grenzen

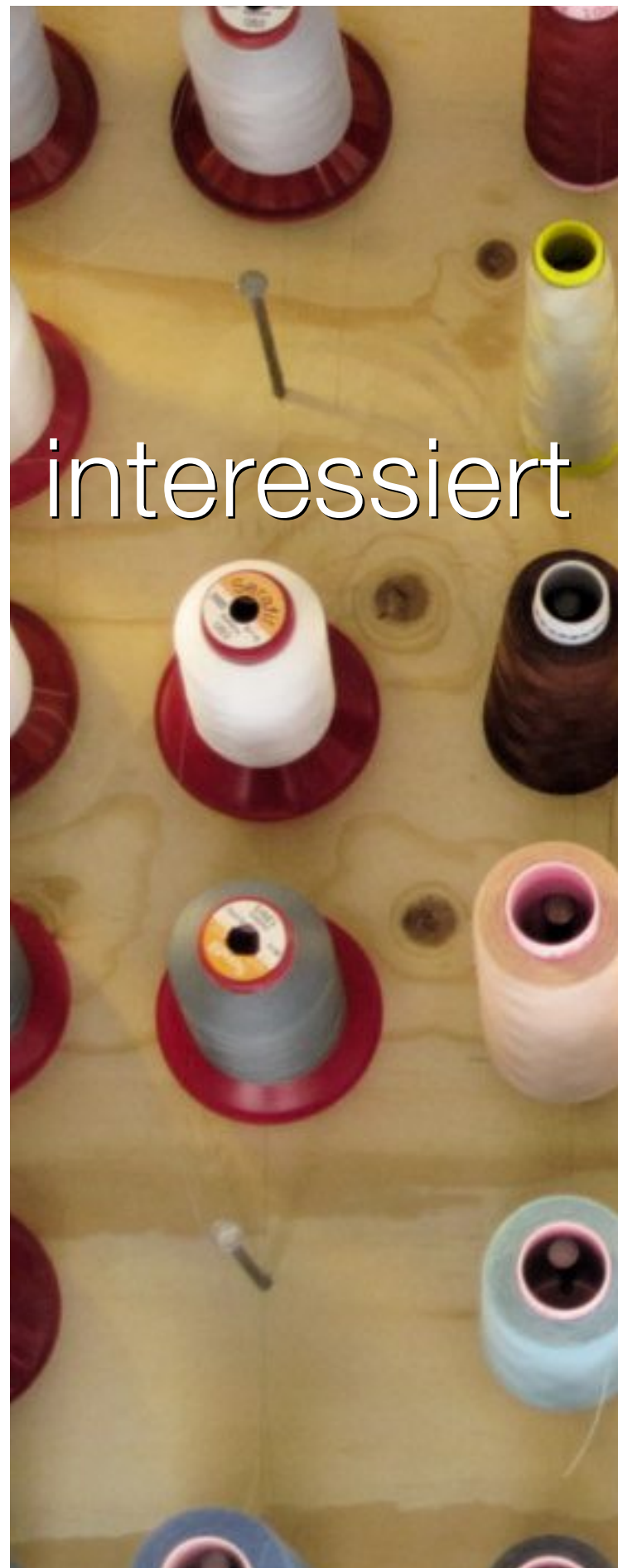


DIE FRAGEN STELLTE ULRIKE SPARR

»Mode



Ein Besuch
in der Kostümschneiderei
des Thalia Theaters



interessiert



uns eigentlich gar nicht.«





Hochprofessionelles, kreatives Schaffen hinter den Kulissen: In der Kostümschneiderei des Thalia Theaters werden den Schauspielern die Gewänder auf den Leib geschneidert

Wie immer zu Silvester hatte das Thalia Theater auch zur vergangenen Jahreswende seine Bühne zur Tanzfläche gemacht. Ein riesiges aufblasbares Modell der »Titanic« bildete die Kulisse und diente den wenigen anwesenden Kindern als Hüpfburg und Rutsche. Die Erwachsenen davor hüpften zu Discorhythmen und amüsierten sich ebenfalls prächtig. Woran die schwofenden Partygäste in dem Moment sicher nicht dachten: Der spektakuläre aufgeblasene Gummidampfer im Hintergrund bildete sozusagen nur die Spitze des Theater-Eisbergs, dessen Masse im Bauch des Gebäudes versteckt liegt. Denn dort befinden sich die Werkstätten, die mit ihren Bauten für die Illusionen auf der Bühne sorgen und dafür, dass diese jedem Aufprall standhalten.

Mehr als 340 Menschen arbeiten im Innern des Thalia Theaters, bauen Kulissen, tischlern, malen – und schneiden die Kostüme der Schauspielerinnen und Schauspieler. Die Atmosphäre auf den Fluren ist gleichermaßen nüchtern und labyrinthisch. Schmale Gänge kreuz und quer, weiße Wände, schwarze Böden, helles Neonlicht. Man muss sich schon auskennen – oder sich an der Pforte abholen lassen. Mich geleitet die Pressedame, Ursula Steinbach, bis in den 4. Stock und öffnet eine der vielen Türen, hinter der sich – Überraschung! – der Blick in einen lichten großen Atelierraum öffnet. Wir befinden uns in der

Damen-Kostümschneiderei. Ungefähr 35 Personen unterschiedlicher Berufe, darunter auch Auszubildende, sind mit der Garderobe der Schauspielerinnen und Schauspieler beschäftigt. Es gibt für Damen und für Herren je eine Gewandmeisterei und ein Schneideratelier.

Die beiden Gewandmeisterinnen Ann-Kathrin Mohr und Beate Dünnwald entwerfen die Kostüme für die weiblichen Rollen. Sie haben Freude an ihrer Arbeit und erklären sie gern. Aber sie möchten nicht fotografiert werden. »Wir sind ein Team«, erklären sie, da sei es unangemessen, einzelne Personen hervorzuheben. »Zu Beginn einer Theaterproduktion setzen sich Regisseur, Bühnenbildner und Kostümbildner zusammen und erarbeiten ein Konzept für die Ausstattung des Stücks. Wenn sie wissen, wie die Rollen eingekleidet werden sollen, kommen sie mit ihren Ideen zu uns«, erläutert Ann-Kathrin Mohr. Und ab dem Zeitpunkt gilt: Es gibt nichts, was es nicht gibt! Manchmal erhalten sie nur eine Skizze – »so ungefähr stellen wir uns das vor« –, manchmal ein Modefoto oder Ähnliches. Dann beginnt die Arbeit der Gewandmeisterinnen, die anhand dieser Angaben das Kostüm entwerfen und in der Größe auf die Schauspielerin zuschneiden, die es auf der Bühne tragen soll. Die Schneiderinnen und Schneider im Atelier nebenan übernehmen die Ausführung.



Himmlisch: Zu den Lieblingsstücken der Gewandmeisterinnen gehört das Kostüm der Dulcinea (u.) aus Stefan Puchers aktueller Inszenierung von Cervantes' »Don Quijote«



Die Entwürfe sind so unterschiedlich wie die Bildeinfälle heutiger Theaterleute. Vor mir liegen die Zeichnung und der Stoff zu einem durchaus straßentauglichen, elegant-roten Etuikleid, daneben der Entwurf für einen »Watton«, mit dem eine Schauspieler in »Quijote – Trip zwischen Welten« zu grotesker Körperfülle ausgestattet werden soll. »Manchmal werden unsere Kostüme auch bemalt«, sagt Beate Dünnwald und zeigt auf ein Foto: »Die-

ses »Steinkostüm« hat unsere Kostümmalerin bearbeitet.« Der Ganzkörperanzug sitzt eng auf der Haut des kauern Schauspielers und zeigt die unterschiedlichsten Schattierungen zwischen Grün und Grau, alle sorgfältig von Hand aufgetragen. Meine Frage nach ihren Lieblingsstücken beantworten beide Frauen sofort. Ich werde zu einer Puppe geführt, die das prachtvolle Kostüm der Dulcinea aus »Quijote« trägt. Ein Traum aus bestickter weißer Seide und bunten Stoffblumen mit einem Strahlenkranz aus gestärkten Spitzen als Kopfputz.

All dies sind von Hand gefertigte Unikate – vom ersten Entwurf über das Entwickeln der Schnittmuster, das Ausschneiden und Anpassen, bis zur Näh- und Stickarbeit, Stich für Stich. Wenn eine andere Schauspieler die Rolle übernimmt, wird das Kostüm für sie umgearbeitet – oder sogar noch einmal ganz neu genäht. »Von manchen Kostümen haben wir auch zwei oder gar drei Exemplare«, erklärt Ann-Kathrin Mohr. »Immer dann, wenn die Schauspieler darin stark schwitzen oder die Vorstellungen so eng aufeinander folgen, dass das Kostüm nicht rechtzeitig aus der Wäscherei zurück sein kann. Das macht alles ganz viel Arbeit!«, betont sie noch, und ich gewinne unwillkürlich den Eindruck, dass sie sich wünscht, dies würde manchmal etwas stärker gewürdigt. Das fertig genähte Gewand wird einer Garderobenmeisterin übergeben, die dafür sorgt, dass es pünktlich zu



Endlose Herausforderungen: Neben hypermodernen Kreationen werden teilweise auch historische Gewänder – wie ein Kleid aus den 1920er-Jahren (u.) – auf der Bühne benötigt

Vorstellungsbeginn heil und sauber in der Garderobe der Schauspielerin hängt. Beim Anziehen hilft eine Ankleiderin, die auch während der Vorstellung beim schnellen Kostümwechsel hinter den Kulissen bereit steht.

»Wie viele Kostüme fertigen Sie jährlich an?« Diese Frage bringt die Gewandmeisterinnen ins Grübeln. »So ungefähr 500 werden es wohl sein«, meint Beate Dünnwald schließlich. Sinnlich erfahrbar wird die Masse der vorhandenen Kleidungsstücke bei einem Blick in die Fundusräume des Theaters. Wobei im Haupthaus nur ein kleiner Teil der Kostüme aufbewahrt wird. »Den eigentlichen Fundus haben wir in der Gaußstraße«, stellt Ann-Kathrin Mohr klar. »Dort haben wir auch noch einige historische Stücke, die wir hin und wieder hervorholen.« Nicht ohne Stolz führt sie mich zu einem luftig-hellen Minikleidchen aus fast transparenter Kunstseide, das mit Ornamenten aus schwarzen Applikationen verziert ist. »Es stammt aus den 20er-Jahren. Wir haben den Stoff erneuert, und jetzt trägt es unser Gretchen in der aktuellen ›Faust‹-Inszenierung!« »Sehen Sie sich das Ergebnis Ihrer Arbeit auch auf der Bühne an?« »Aber selbstverständlich! Wir gehen in jede Premiere!« Bei dieser Gelegenheit denke ich, wo so viel Kenntnis über Mode und Kostüme vorhanden ist, müssten eigentlich auch strenge Vorstellungen darüber herrschen, wie man und frau sich beim Theaterbesuch kleiden sollten.



»Stört es Sie eigentlich, wenn Theaterbesucher in Jeans und T-Shirt kommen?« »Nein«, lautet unisono die Antwort beider Gesprächspartnerinnen. »Gesellschaftliche Erwartungen müssen unserer wegen im Theater nicht bedient werden. Und Mode interessiert uns eigentlich gar nicht. Wichtig ist, dass sich die Menschen für das Stück begeistern. Nicht, was sie anhaben.« [US]

Was ist Ihnen an Ihrer Arbeit wichtig?

Eine Umfrage

KIRSTEN FEHRS

Bischöfin im Sprengel Hamburg und Lübeck



»Mir ist wichtig, dass die Menschen ihre Evangelische Kirche als Heimatort erfahren können. Also als einen Ort, an dem sie mit ihren Fragen, Sehnsüchten, Nöten und mit ihrer Freude verstanden und aufgenommen werden. Deshalb ist mir an meiner Arbeit besonders wichtig, dass ich in meinen Predigten, Artikeln und Begegnungen eine sensible und verständliche Sprache finde. Dabei ist die Vielfalt meiner Arbeit etwas Wunderschönes.«

CARSTEN REDLICH

Vertriebsmanager bei cambio CarSharing



»Ich versuche immer, nicht nur Kraft in meine Arbeit hineinzugeben, sondern auch wieder etwas für mich herauszuziehen. Meistens gelingt mir das ganz gut. Wenn ich das Gefühl habe, etwas

Sinnvolles und Nachhaltiges zu leisten, dann macht mir Arbeit Spaß und dient nicht nur dem ›Broterwerb‹ allein. Ich hatte bisher immer das Glück, sinnhafte Aufgaben erfüllen zu dürfen. So habe ich mich viele Jahre lang in einer Hamburger Werkstatt für behinderte Menschen um deren Integration ins Arbeitsleben gekümmert. Mit cambio CarSharing Sorge ich jetzt dafür, dass wir in Hamburg mobil bleiben können, ohne im wahrsten Sinne des Wortes ›im Stau zu ersticken‹.«

DAGMAR BRUEMMER

Kaufmännische Leitung Porsche Zentrum Hamburg



»6.30 Uhr in Hamburg, und das iPhone summt. Eigentlich viel zu früh, aber trotzdem stehe ich gerne auf und freue mich auf einen Arbeitstag, der meistens mehr Überraschungen und Neues bringen wird als zuvor geplant. Ich habe das Glück, in

einem lebendigen Unternehmen mit wunderbaren Produkten tätig zu sein. In meiner Position

Natürlich muss man mit seiner Arbeit Geld verdienen. Aber das ist nicht alles. Wer für eine Tätigkeit »brennt« und seine Kollegen und Mitmenschen im beruflichen Alltag mit Respekt und Höflichkeit behandelt, für den kann der schnöde Broterwerb zu einer sinnstiftenden Erfüllung werden – wie die hiesigen Beispiele zeigen.



»Man merkt nie,
was schon getan wurde,
man sieht immer nur,
was noch zu tun bleibt.«

Marie Curie, zweimalige
Nobelpreisträgerin

kann ich umsetzen, was ich in den letzten Jahren erlernt und erlebt habe. Es macht Spaß, sich in alle Abteilungen hineinzudenken und mit den Kollegen gemeinsam Ziele zu verfolgen. Wichtig sind mir der Respekt und die Wertschätzung des Menschen und seiner Aufgabe. Jeder soll stolz sein auf das, was er tut, und Freude an seiner Arbeit haben. Die Aussage meiner ersten Chefin ist mir hierbei im Gedächtnis geblieben: »Wir können hart arbeiten und erfolgreich sein, aber wir können auch feiern und glücklich sein.«

DORSAF TOUKABRI

*Stellvertretende Wohnbereichsleiterin
bei PFLEGEN & WOHNEN WILHELMSBURG:*



»In meiner Arbeit ist mir besonders wichtig, einerseits den Bewohnerinnen und Bewohnern mit ihren vielfältigen Biografien und persönlichen Bedürfnissen gerecht zu werden. Und andererseits die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu motivieren und zu fördern. Da ist immer auch ein wenig Feingefühl zwischen den Generationen gefragt. Ich wünsche mir, dass wir einander zuhören und voneinander lernen können. Damit immer eine ›Goldene Brücke‹ von ›Alt‹ zu ›Jung‹ führt.«

ULRICH KREYE

*Arzt bei Jugendhilfe e.V.; ärztlicher Leiter der
Fachklinik Mitte (medizinische Reha Sucht) und
Arzt im VIVA Wandsbek (Suchtberatung,
Entzugsbehandlung und ambulante Reha Sucht)*



»Etwas zu tun, das einen Sinn hat. Daran mitzuarbeiten, dass Menschen, die bisher von der Teilhabe am beruflichen und sozialen Leben ausgeschlossen waren, die Möglichkeit bekommen, ein eigenständiges Leben zu führen,

sich ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen, ein Leben zu führen, das selbstbestimmt ist und nicht vom Teufelskreis der Abhängigkeit. Die Rückmeldung zu bekommen, dass meine Arbeit dazu beiträgt, etwas zu verändern. Mir Zeit nehmen zu können, auf Patienten einzugehen, und dabei selbst oft viel zu lernen. Nebenbei lehrt mich diese Arbeit, mich und meine vergleichsweise luxuriösen Probleme im richtigen Verhältnis zu wirklichen Schwierigkeiten zu sehen.«

Wer kann sich in den großen Zeh beißen?



■ »Wie alt ist er denn?« Diese Frage kommt dauernd. Beim Einkaufen an der Kasse, im Treppenhaus und von den Krabbelgruppemüttern sowieso. Für die präzise Antwort brauche ich inzwischen einen Kalender: 21 Wochen. Ungenauer gesagt, fünf Monate. Wirklich schon so alt?

Älterwerden ist etwas Wunderbares. Zumindest in den – blitzblanken – Augen meines Sohnes. Als Zuschauerin seiner täglichen Entdeckung des Lebens bin ich fest davon überzeugt.

Dass Neugeborene schlecht sehen, muss ein Irrtum sein. Denn bereits unser erster Blickkontakt war so direkt und intensiv, dass mehr »Sehen« kaum möglich schien. In den folgenden Wochen zeigten seine Augen uns auch Dinge, die gar nicht vorhanden zu sein scheinen oder die wir überhaupt nicht auf der Rechnung haben. Eine weiße Wand reichte aus, um sein Interesse zu wecken. Etwas später faszinierten

ihn die Schatten darauf. Stauen ohne Ende, als wir zum ersten Mal mit Tragetuch im Sonnenschein unterwegs waren, der weite Himmel Hamburgs über uns. Mit offenem Mund wurde das Blau bewundert! Doch seine allergrößten Freunde sind die »künstlichen Sonnen«, unsere Lampen. Der Hals eines Babys kann die abenteuerlichsten Verrenkungen vollbringen, wenn es darum geht, die Lichtquelle an der Decke aus dem hintersten Winkel des Zimmers im Blick zu behalten! Die Gelenkigkeit ist sowieso ein Wunder der Natur. Wer kann sich noch in den großen Zeh beißen? In unserer Familie nicht mehr so viele. Aber der,

der doch alles noch lernen muss, der schafft es! Und immer, wenn er neue Kunststücke mit seinem kleinen Körper vollbringt, strahlen seine Augen. So fröhlich, so vergnügt und so ansteckend.

Unsere erste S-Bahnfahrt: Im Abteil uns gegenüber sitzt ein sehr freundliches, älteres Ehepaar. Beide lächeln um die Wette. Noch nie war die lange Strecke bis zum Bergedorfer Bahnhof schneller geschafft. Wenn alles neu ist, bekommt vieles neue Dimensionen. Auch für die anderen Generationen. Wann habe ich zuletzt so wenig auf die Uhr geschaut? Wann zuletzt meine Mutter so viel lächeln sehen? Und den Stolz in der Stimme meiner Großmutter gehört? Mit ihren fast 90 Jahren findet sie das Älterwerden eigentlich nicht mehr so schön. Aber seit fünf Monaten passiert wieder eine Menge in ihrem Leben, wenn sie dem Pflegepersonal erzählt: »Das ist mein Urenkel.« *Kirstin Tomforde*

When I get older, losing my hair Many years from now ...



■ Seit Kurzem haben wir bei uns im Haus eine neue Mitbewohnerin, ein Baby, das heute gerade mal 14 Tage alt ist. Gestern war die Kleine noch einen Tag jünger. Es geht also von Anfang an bergab. In dem Moment, da ich auf die Welt komme, werde ich älter. Welch ein Glück.

Von daher ist eigentlich jedes Lebewesen alt beziehungsweise hat ein gewisses (Lebens-)Alter. Brenzlich wird's erst, wenn die ersten Zipperlein einsetzen oder man im Restaurant ohne Gegenfrage einen Seniorersteller bestellen kann. Dann blitzt plötzlich eine Selbsterkenntnis auf, die kein Blick in den Spiegel schafft: Sehe ich denn wirklich schon so alt aus, dass man mir ohne Nachfrage eine halbe Portion serviert? Der zentrale Unterschied zur und das entscheidende Privileg der Jugend: Wer jung ist, verschwendet keinen Gedanken an das Alter. Es ist einfach nicht wichtig. Wichtig sind Beziehungen, Studium, berufliche Karriere, Familiengründung, Hausbau – alles vor dem Hintergrund einer sich vermeintlich endlos dehnen- den Zeit, die man noch vor sich zu haben glaubt. Erst wenn man diese »Rushhour« des Lebens hinter sich hat und der neue Chef der eigene Sohn sein könnte – dann, ja dann bedarf es schon etwas größerer Selbsttäuschungsmanöver, um nicht zu begreifen, dass man älter wird.

Männer können sich in der Regel noch ein wenig länger etwas vormachen. So ist beispielsweise von dem amerikanischen Sänger, Filmschauspieler und Entertainer Frank Sinatra (1915–98) der lakonische Satz überliefert: »Wie tragisch für einen Mann in den besten Jahren, wenn er vor die Gewissensfrage gestellt wird, ob er eine junge Dame heiraten oder adoptieren soll.« Von dem Regisseur Woody Allen weiß man, dass er, als er schon weit über 60 war, diesen Konflikt dadurch gelöst hat, dass er beides gemacht hat ...

Auf jeden Fall sieht man daran beispielhaft, dass für jeden das Alter etwas anderes bedeutet – und sich diese Einschätzung auch mit den Jahren verändert.

Kürzlich antwortete ein 80-jähriger Herr auf die Frage, wann er denn mit dem Radfahren aufhören wolle: »Na, jetzt noch nicht! Erst wenn ich alt bin!« Und Paul McCartney, der 1966 den berühmten Beatles-Song »When I'm 64« komponierte, soll, als er selbst 64 Jahre alt geworden ist, gesagt haben, dass er als Titel besser »When I'm 94« hätte wählen sollen. Eine blanke Anzahl von Jahren besagt also noch lange nichts über das »gefühlte« Alter.

Aber warum meint jeder ältere Mensch betonen zu müssen, dass er sich noch gar nicht so alt fühlt? Wo ist das Positive geblieben, das über Jahrhunderte hinweg mit dem Begriff verknüpft war? Im Mittelhochdeutschen stand der Begriff noch für »hoch gewachsen« und »weitergebildet«. Vor 800 Jahren schwang also noch nichts mit von »abgenutzt« oder »verbraucht« – stattdessen suggerierte das Wort etwas, das zum Beispiel im chinesischen Kulturkreis bis heute für das Alter steht: Erfahrung und Weisheit. Der »alte Hase«, der wohlwollend einen erfahrenen Fachmann umschreibt, gehört zu den wenigen positiv besetzten Wortkompositionen, in denen auch Respekt und Achtung vor dem Alter zum Ausdruck kommen. Vergleichsweise lässig und liebevoll hört sich »altes Haus!« oder »alter Knabe!« an – aber bei der »alten Jungfer«, bei »altbacken« oder »altklug« kann man den negativen Beiklang schon nicht mehr überhören. Dabei wurde auch »altklug« im 18. Jahrhundert nicht tadelnd verwendet, sondern umschrieb so etwas wie »klug wie ein Alter«. Im Grunde besteht also kein Anlass, vor dem Wort »Alt« zurückzuschrecken. Wer hätte nicht gerne einen »Alten Meister« zu Hause? Also, Kopf hoch: Älterwerden ist das Einzige, was tatsächlich allen Menschen und Lebewesen dieser Erde widerfährt – und vor allem ist es immer noch die einzige Möglichkeit, lange zu leben! Auch unser Neugeborenes ist jetzt, da ich diesen Text zu Ende geschrieben habe, schon wieder 24 Stunden älter. Welch ein Glück! [SK]

Es kann sein, dass man sich auf diesem flachen Teller von einer Insel mehrmals am Tag begegnet – selten zu Fuß, mehr noch auf dem Fahrrad, aber zumeist im Auto mit kurz erhobener Hand, von der Ferne bereits durch die Farbe als einheimisch oder touristisch ausgemacht. Und sollte es fünfmal am Tag sein, beim Bäcker, im Inselkaufhaus, in der Apotheke, an der Kirche, der Tankstelle oder rund um den Hafen. Um es kurz zu machen: Jeder grüßt überall jeden! Moin, moin!



Mein Lieblingsort NORDSTRAND



Bis 1935 eine Insel im Wattenmeer, umschließt heute ein 28 Kilometer langer Seedeich von bis zu neun Metern Höhe die 49 Quadratmeter große Halbinsel. Über 2500 Einwohner und unzählige Schafe und Seevögel freuen sich auf wanderfreudige Besucher.

■ Wie heißt das noch gleich? Wo liegt das? Bei Husum? Ach, fährt da nicht die Fähre nach Pellworm? Genau! Bei Husum links ab Richtung Hockensbüll und Schobüll über den gut 2,5 Kilometer langen Damm: Dann präsentiert sich die Halbinsel mit ihren acht Kögen dem Besucher, der tatsächlich sehr oft auf der sogenannten Inselautobahn über Norderhafen nach Strucklahnungshörn fährt, um dort die Fähre nach Pellworm zu erreichen. Wer sich allerdings in einer kleinen und gemütlichen Privatpension auf einem der Hausdeiche einmietet, der erlebt dieses zauberhafte Fleckchen Erde als das Ende aller Hast, Hektik und Beschleunigung. Der Makel von Nordstrand: Es gibt keine Bettenburgen, keine Einkaufsstraßen, kein Nachtleben, keine Wellness-Oasen, keine Sterneköche, kein Spielcasino und keine Strandpromenaden.



Das Gute an Nordstrand: Man vermisst diese standardisierten touristischen Einrichtungen nicht eine Minute. Wollte man in Husum vielleicht noch einige Dinge für den Inselaufenthalt einkaufen, so weiß man nach einem Tag auf der Insel schon nicht mehr, wofür man sie je brauchen sollte. Es ist schlichtweg egal. Und wenn dann doch die Zahnbürste fehlt, so gibt es für alle Fälle das Inselkaufhaus, welches mit einem so wunderbar lebensnahen Sortiment jeden Bedarf befriedigt. Bereits am zweiten Tag laufen alle Bemühungen, städtisches Leben zu exportieren, ins Leere. Einzig das Fahrrad ist in Tempo und Sitzhöhe geeignet, die Köge und gut zu befahrenden Deiche zu erkunden. Der Ausblick ist immer panoramaweit, keine hohen Bäume, Knicks oder Bauten



Für Abwechslung ist gesorgt: Kutschfahrten zur Hallig Südfall (oben) sind ebenso beliebt wie kundige Wattführungen, sogar Trauungen auf hoher See mit MS Adler oder in der Engelmühle (unten Mitte) sind im Angebot. Töpferkurse in Süden, Bikebrennen im Februar, die Rungholttage, die Nordstrander Lammtage und der Inliner-Marathon sind Attraktionen. Das Heimatmuseum, drei Kirchen, die Schäferei sowie die Vogelkoje sind sehenswert.

stören die Naturbetrachtung. Jeder Koog hat seine Besonderheiten, allerdings verlangt die Aufmerksamkeit ein ruhiges Tempo. Es sind die kleinen Blumen im Deichgras, die entzücken. Hier, am Watt der Nordsee, ist jede Farbe doppelt prächtig. Vor dem Deich am Norderhafen wird man mit einem »Halliggemälde« belohnt, etwas weiter südlich dann erscheint Pellworm am Horizont. Schafe über Schafe wandern rund um Nordstrand den Deich entlang. Auf dem Weg am Außendeich geht es bis zum Beltringharder Koog, der als Naturschutzgebiet die Hattstedter Marsch berührt. Ein Ort heißt England, es gibt den Pohnshalligkoog, Straßen wie Dreisprung, Kiefhuck, Oben und Schaapsdrift – Dickehörn, Fuhlehörn, Kamerun und Gaikebüll gibt es auch. Klingt das nicht sehr weit weg? Ist es auch! Und dann noch der Pharisäer – lecker! [PA]



■ Quietschbunte, großmustrige Flatterkleider, Jesus-Latschen, wild um die Afrofrisur geschlungene Haarbänder und Schlaghosen von legendärer Weite: In den 70ern stand die Mode ganz im Zeichen von Flower Power, ungebändigter Lebenslust, Freiheitsliebe, Peace and Love. Eleganz: Fehlanzeige. Hauptsache, man setzte sich von der spießigen Erwachsenenwelt ab. Besonders hilfreich in dem Zusammenhang: winzige, sexy Hot Pants, selbst genähte knittrige Batikfummel oder Miniröcke, die knapp überm Beinansatz aufhörten. Zu den bedenklichen Lieblingsstücken einer engen Freundin zählte damals eine mit lila-silberfarbenen Pailletten besetzte Pumphose, die sie heute nicht mal mehr zum Fasching tragen würde. Sie könnte es allerdings sowieso nicht, denn nach einem Besuch ihrer Mutter war dieser glitzernde Albtraum seltsamerweise wie vom Erdboden verschluckt. Bis heute weigert sich die vornehme ältere Dame standhaft und ohne rot zu werden, etwas mit dem dubiosen Verschwinden zu tun gehabt zu haben. [SK]

Vom Sit-in direkt in
die braune Wohnhöhle mit
cooler Sitzlandschaft:
Unter den Augen
Che Guevaras machte
der alternative Lebens-
stil auch vor der
häuslichen Einrichtung
nicht halt



Die 70er



»Willst
du so etwa
auf die Straße?«



Make love, not war: So lautete der Slogan von Hippies und anderen engagierten Bürgern, deren Protest sich gegen den Kalten Krieg, gegen den Vietnamkrieg, aber auch gegen Atomkraft richtete. Als musikalische Ikone jener Zeit des Umbruchs gilt bis heute der unerreichte, wie besessen spielende Gitarrist Jimi Hendrix, der beim Woodstock-Festival 1969 eine damals höchst umstrittene Interpretation der US-amerikanischen Nationalhymne vortrug. Ob mit oder ohne Joint: Die Zuhörer waren berauscht.

Das geht gar nicht!

■ Neulich an der Kasse im Supermarkt: Ein glatzköpfiger, breitschultriger junger Mann im Muscle-Shirt, das seine zahlreichen Tätowierungen an den Oberarmen prächtig zur Geltung bringt, hievt mit der einen Hand mehrere Sixpacks Bier auf das Band, während er mit der anderen Hand sein Smartphone ans Ohr presst und laut telefoniert. Er sei jetzt im Supermarkt, würde gerade Bier und ein paar Chips kaufen und – hey, Alter – in Kürze da und da sein. Alles klar?

Was könnte den bevorstehenden Untergang des Abendlandes besser dokumentieren als diese Szene? Selbstverständlich muss man nicht im Kos-

tüm einkaufen gehen und – hüstel, hüstel – mit spitzen Fingern auf nur angeblich existierende Mängel in einem Beutel mit Orangen hinweisen. Aber sich halbnackt

und schwitzend der Öffentlichkeit zu präsentieren, zeugt weder von ästhetischem Feingefühl noch von Respekt gegenüber den Mitmenschen.

Auch die Form und (Un-)Gepflegtheit fremder nackter Füße, die im Sommer nur allzu gerne in ausgelatschten Sandalen zur Schau gestellt werden, interessiert mich nicht die Bohne – um nicht zu sagen, empfinde ich als persönlichen Affront. Toppen lässt sich dieses Fehlverhalten nur noch durch die ebenfalls gern getragenen Dreiviertel-Hosen: Spätestens wenn oberhalb der hässlichen Käsefüße weiße, stachelige und blau geäderte Waden sichtbar werden (logische Folge der modischen Dreiviertel- oder auch Siebenachtel-Hose), freut man sich wieder auf den Winter, wenn man solche Anblicke nicht mehr ertragen muss. Wie man sieht: In der Mode ist heutzutage – im Gegensatz zu früher – im Prinzip alles erlaubt. Und die Jugend der Trägerin macht auch noch aus dem letzten Kartoffelsack ein trendy Vintage-Modell.

Was allerdings gar nicht geht: wenn Sonnenbrillen nicht mehr nur draußen gegen die hellen UV-Strahlen

schützen sollen, sondern auch in Innenräumen, am besten noch während eines Gesprächs, aufbehalten werden.

Direkter Blickkontakt war früher ein Gebot der Höflichkeit. Heute sieht man statt der Augen seines Gegenübers



Schattenseiten einer Gesellschaft:
Unter dem Einfluss der Popart schuf der US-Amerikaner Duane Hanson (1925–96) lebensgroße Kunstfiguren aus Polyester und Fiberglas, Stereotypen aus der Mittel- und Unterschicht, die den Betrachter bis heute anrühren und beunruhigen

»Gutes Benehmen ist die Kunst, Menschen unseren Umgang angenehm zu machen.«

Jonathan Swift (1667–1745)

»Es ist schwierig zu beurteilen, ob ein aufrichtiges und ehrliches Benehmen das Ergebnis der Anständigkeit oder der Berechnung ist.«

François La Rochefoucauld (1613–1680)



den fetten Markennamen seiner Sonnenbrille und starrt irritiert in zwei schwarze Löcher.

Doch die Indifferenz gegenüber den Mitmenschen hat noch weitere Auswüchse: Hinzu kommt die mittlerweile weit verbreitete Unsitte, ständig und überall mit dem Handy zu telefonieren. Selbst in 1.-Klasse-Waggons eines ICEs besteht heutzutage (sogar in der »Ruhezzone«) die Gefahr, ungewollt Mithörer irgendwelcher persönlicher Banalitäten oder Dramen zu werden. Da nützt denn auch der elegante Business-Anzug nichts, wenn der Sitznachbar erst seine Ehefrau anruft (»Schatzi, das Meeting dauert leider länger. Ich werde es heute nicht mehr nach Hause schaffen! Gib den Kindern einen Kuss – ich dich auch!«) und direkt danach in den Apparat flötet »Um 20.35 Uhr bin ich am Bahnhof! Ja, ich kann`s auch kaum erwarten!«... Will ich das wissen? Nein, ebenso wenig wie bei der Ein-

fahrt in den Bahnhof, dass wir gerade in den Bahnhof einfahren.

Ähnlich unhöflich ist in dem Zusammenhang auch: Man ist mitten im Gespräch, sozusagen live, da klingelt beim anderen das Handy – und sofort ist die aktuelle Situation mit dem leibhaftigen Gegenüber belanglos: Die An-Taste wird gedrückt, und der unbekannte Gesprächsteilnehmer am anderen Ende der Leitung (noch so eine antiquarische Formulierung...) zieht ohne Vorwarnung alle Aufmerksamkeit auf sich. Selig die Zeiten, als man sich den Luxus leisten konnte, einfach nicht

erreichbar zu sein. Früher versuchte es der andere dann später einfach erneut. Heute geht man davon aus, dass derjenige, den man nicht erreicht, einem Verbrechen zum Opfer gefallen ist, gerade in den Wehen liegt oder doch wenigstens einen Unfall hatte. Alles andere ist unentschuldig.

Apropos unentschuldig: Können Sie sich vorstellen, mit Mitte 80 im Bus von Lübeck nach Travemünde stehen zu müssen, während sich ein paar Schulkinder kaugummikauend in den Sitzen fläzen und keine Anstalten machen, Ihnen einen Platz anzubieten? So geschehen erst kürzlich, als eine ältere Dame ihre Freundin an der Ostsee besuchen wollte. Warum denn der Busfahrer nichts gesagt hat? Im Hintergrund lief leise die Bundesliga-konferenz, und da muss man sich halt entscheiden, was wichtiger ist. Und wie die Antwort ausfällt, ist ja klar. [SK]



»Generationen verbinden«

Auftaktveranstaltung: **Hellmuth Karasek** zu Gast bei PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG



PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG

In Gemeinschaft leben. Seit 1619



■ Aufgeregte Kinder aus der Kita »Alsterklang« in Alsterdorf und ältere Herrschaften aus der angrenzenden PFLEGEN & WOHNEN-Einrichtung ALSTERBERG gemeinsam musizierend auf der Bühne: Was konnte das aktuelle Jahresmotto »Generationen verbinden« besser unterstreichen als dieser anrührende Auftritt gleich zu Beginn der Veranstaltung? Am 9. Februar 2012 hatte PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG zur Podiumsdiskussion in die Hochschule für Angewandte Wissenschaften geladen – und sich mit

»Ohne Musik wäre das Leben ein Irrtum.« Friedrich Nietzsche (1844–1900)

dem Auftritt des Kinder-Senioren-Chores sofort die Aufmerksamkeit und das Wohlwollen der etwa 200 geladenen Gäste gesichert.

Direkt nach diesem ungewöhnlichen Entree begann – unter der Moderation von Kerstin Michaelis (NDR Fernsehen, NDR 90,3) – die lebhafteste, über weite Strecken höchst humorvolle Diskussion rund um das Thema »Jung und Alt gemeinsam«. Neben Johannes F. Kamm, dem Geschäftsführer von PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG, beteiligten sich Marcel Graff (Geschäftsführender Vorstand des Kita-Trägers WABE e.V.), Wolfram Graubner (Philosoph, Psychologe und Entwickler von Spielgeräten für Jung und Alt), Maren Puttfarcken (Leitung TK-Landesvertretung Hamburg) sowie – Ehrengast des Abends – Hellmuth Karasek, einer der bekanntesten Literaturkritiker Deutschlands, an der anregenden Diskussion.

Karasek, berühmt für seinen Witz und seine Schlagfertigkeit, setzte denn auch von Anfang an Akzente. Schon in seinem 2006 erschienenen Bestseller »Süßer Vogel Jugend oder Der Abend wirft längere Schatten« legt er sich auf ebenso komische wie poetisch-bewegende Weise mit dem Alter an. »Kinder und Alte haben die gleichen Schwierigkeiten mit dem Schuhzubinden. Für beide wurde der Klettverschluss erfunden« – wer so etwas formuliert, dem kann das eigene Älterwerden keinen Schrecken mehr einjagen. Sein Humor und die Lakonie sollten jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass Karasek auch ein ernstes Anliegen hat: »Die Welt erneuert sich in immer schnellerer Folge. Wir dürfen die hier-



aus erwachsende Gefahr, dass selbst nah beieinander liegende Generationen sich nicht mehr verstehen und Wissen verloren geht, nicht unterschätzen. Wir müssen uns darauf besinnen, gemachte Erfahrungen kennenzulernen, sie zu verstehen und in nachfolgende Generationen zu transformieren«, sagte er. »Schon die Brüder Grimm halten den Jüngeren in ihrem Märchen ›Der alte Großvater und sein Enkel‹ den Spiegel vor. Jede Generation leistet ihren Beitrag für eine gemeinsame Zukunft, die Großeltern, die die Enkel begleiten, die Kinder, die die Eltern unterstützen. Wenn es uns nicht gelingt, übergreifend zu denken und zu handeln, berauben wir uns leichtfertig unendlichen Wissens.«

Auf diesem Gedanken basiert u. a. auch die Kooperation zwischen PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG sowie dem Kita-Träger WABE e.V. »Wir bauen Gebäude für Pflege, Kitas und Wohnraum in unmittelbarer Nachbarschaft, und wir haben Kon-

zepte, die Menschen in diesen Gebäuden für den jeweiligen Nachbarn zu interessieren und mit diesen in einen systematischen Dialog und Kontakt zu treten«, fasste Johannes F. Kamm die beiden Ansätze dieses gemeinschaftlichen Tuns zusammen. Eine schöne Szene zum Thema »Generationen verbinden« erzählte zum Schluss noch Maren Puttfarcken. Als sie kürzlich krank gewesen sei und sich aufs Sofa gelegt habe, sei ihr zwölfjähriger Sohn mit einer Wolldecke gekommen und habe gemeint: »Das ist Altenpflege, Mama!« Jung und Alt gemeinsam – na also, geht doch!

An den Stehtischen wurde anschließend bei Wein und Fingerfood noch ausführlich und fröhlich weiter diskutiert. Für den Erfolg des Abends spricht auch, dass der Hausmeister irgendwann ostentativ mit dem Schlüssel durch den Saal ging – und dass Karaseks Bücher, die die Buchhandlung »Seitenweise« mitgebracht hatte, komplett (und meist signiert) verkauft wurden. [SK]



Die Aula der Hochschule für Angewandte Wissenschaften bildete den Rahmen für eine anregende Podiumsdiskussion.
Im Anschluss an den offiziellen Teil der Veranstaltung ...



... wurde noch lebhaft weiter geplaudert (Mitte v. l.): Imke Göken, Leiterin Unternehmenskommunikation, neben Hellmuth Karasek, daneben mit dem Mikro in der Hand der Auszubildende Lars Möller, rechts davon Heidrun Urmann, Referentin Unternehmenskommunikation, neben Heiner Westphely, Direktor von PFLEGEN & WOHNEN ALTONA, und schließlich Johannes F. Kamm, der Geschäftsführer von PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG



Verantwortung wahrnehmen:

Familie Winkler aus Hamburg-Horn



Drei Generationen

Die ganze Hochachtung gehört den Menschen,
die sich der würdevollen Aufgabe nicht entziehen,
Verantwortung für ihre Mitmenschen zu übernehmen





Umrahmt von Tochter Monika und Enkelin Anja – und immer frischen Blumen im Zimmer: Luzie Winkler

■ Wenige Kilometer östlich der Innenstadt liegt der Hamburger Stadtteil Horn, der bislang noch nicht in die Touristikwerbung der Metropolregion aufgenommen wurde. Einstmals ein Villenvorort, prägen heute »ganz normale« Wohn- und Mietshäuser das Straßenbild. Durchzogen von grünen Oasen, hat das Viertel zwischen großen und verkehrsreichen Durchgangsstraßen bis heute einen dörflichen Charakter bewahren können. Lebenswert ist es hier ohnehin. Mittendrin, am Bauerberg, liegen die Häuser von PFLEGEN & WOHNEN HORN. Das Gelände wird an zwei Seiten vom großzügigen Dratelschen Park begrenzt.

In der zweiten Etage des Haupthauses bin ich mit Frau Luzie Winkler verabredet, die hier vor über zwei Jahren ihr Zuhause gefunden hat und seither betreut wird. Mit fast 80 Jahren erlitt sie einen Schlaganfall, nach Aussage des Arztes gab es keine Hoffnung. Nur ein starker Lebenswille und die ihr eigene Zähigkeit waren hilfreich: Das Lebenslicht brannte weiter. Frau Winkler kann heute nur noch selten – und wenn, dann nur mit Hilfe – ihr Bett verlassen. Das große Fenster zum Hof in ihrem hellen Zimmer ist ihr Blick in die Welt, manchmal ist es auch der Fernseher.

Zum verabredeten gemeinsamen Gespräch kommen der Ehemann Heinz Winkler, die Tochter Monika Koop und die Enkelin Anja Koop. Drei Generationen. Wie verändert sich das Familienleben mit einem derartigen Schicksalsschlag, wenn von einer Minute zur anderen alles anders wird?



Herr Winkler, daran lässt er keinen Zweifel,
liebt seine Frau Luzie sehr

Luzie Winkler, bis zum 80. Lebensjahr ebenso vital und unternehmungsfreudig wie ihr Mann, hat als Hausfrau und Mutter Tochter Monika und Sohn Karl-Heinz großgezogen, später folgte eine Tätigkeit in der Altenpflege der Sozialstation Eppendorf. Heinz Winkler, der noch am Krieg teilgenommen hatte, lernte seine Luzie erst mit 30 Jahren kennen. Der pensionierte Postbeamte ist

mit seinen 88 Lebensjahren bis heute unglaublich »fit«. Er wohnt hier in Horn »um die Ecke«, das war auch der Grund für die Wahl der Senioreneinrichtung. Tochter Monika Koop, 55 Jahre alt, ist verheiratet und ebenfalls Mutter einer Tochter und eines Sohnes. Wohnort und Lebensmittelpunkt ist Maschen. Hier ist sie als Assistenz im Kindergarten tätig. Die Jüngste, Anja Koop, wohnt mit 23 Jahren noch bei den Eltern und studiert Biochemie in Hamburg.

Heinz Winkler kommt jeden Tag zu seiner Frau, auch an den Wochenenden. Von mittags bis zum Abend ist er im Zimmer oder auf der Station und macht sich in allen Belangen nützlich. Pausen nutzt er gern für das Lösen von Kreuzworträtseln. Tochter Monika besucht ihre Mutter einmal pro

Woche und am Wochenende. Die Enkelin, durch das Studium zeitlich sehr eingespannt, kommt dennoch mindestens einmal die Woche, um ihrer Oma Gesellschaft zu leisten.

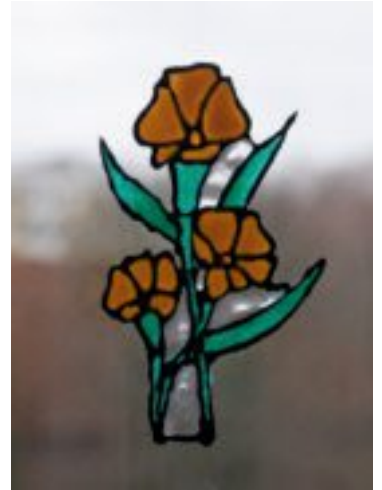
Vorbildlich: Die Familie hält zusammen

Dass jemand so oft von vielen Familienmitgliedern besucht wird, ist eher die Ausnahme. Was macht diese Verbindung aus? Früher war es für die Winklers selbstverständlich, beispielsweise auch der bereits erwachsenen Tochter zu helfen. Häufig war die Enkelin bei Oma und Opa, oder diese fuhren gemeinsam mit Tochter, Schwiegersohn und Enkelin in den Urlaub. Die Winklers waren immer eine vollkommen intakte Familie. Verantwortung war normal und wurde immer wahrgenommen. Man kümmerte sich gegenseitig, und so entstand ein lebenslanges Band der Vertrautheit.





Die kleine Welt von Luzie Winkler sind die Bilder auf dem Nachttisch (unten links) sowie die Pinnwand und der bunte Fensterschmuck



Auch am Bett von Luzie Winkler hat sich das nicht geändert. Hier im Zimmer wird weiterhin alles an Neuem, Wichtigem und Alltäglichem beredet. Selbst wenn Luzie Winkler meist nur ZuhörerIn ist,

bleibt sie doch in alles eingebunden – egal, ob man von früher erzählt oder für die Zukunft plant. Bemerkenswert: Geld spielt überhaupt keine Rolle mehr, Zufriedenheit ist auch in dieser Situation weitaus wichtiger. Der frühere große Freundeskreis war in allen Belangen verlässlicher als heutige Verbindungen, so Heinz Winkler. Er vermisst ein wenig die Höflichkeit in seiner Umgebung, anonym ist es geworden, auch in seinem Wohnhaus. Umso mehr hat er seinen Platz an der Seite seiner Frau.

Generationen verbinden: Das klingt wunderbar. Wer will sich diesem Motto versagen, stellen sich doch Bilder des Lebens von Jung und Alt, von gemeinsamem Reisen oder von einer generationenübergreifenden Wohngemeinschaft ein? Hier in Hamburg-Horn allerdings geht es nicht um abstrakte Wünsche und Träume. Hier wird Tag für Tag ganz konkret der Zusammenhalt einer Familie gelebt: durch die ständige und beständige Bereitschaft, der Mutter und Großmutter Luzie Winkler mit regelmäßigen Besuchen das Schicksal zu erleichtern. Mit dem Willen, der Kraft und der Selbstverständlichkeit, über einen bereits langen Zeitraum anderen Zerstreuungen im Leben – und seien sie noch so verlockend – zu widerstehen, bleibt Luzie, die Ehefrau, Mutter und Oma gleichermaßen, im Herzen als auch in der Wirklichkeit das Wichtigste für ihre Familie.

Nach fast drei Stunden in diesem kleinen Zimmer verabschiedete ich mich von der Familie, zuletzt von Luzie Winkler, indem ich mich hinunter beuge und ihr mit meiner Hand ganz sacht über den Kopf streiche. Wir lächeln beide, und sie sagt sehr leise: »Morgen bin ich beim Friseur«, der erste für mich verstehbare Satz. An der Tür drehe ich mich um, und sie winkt mir mit einem weißen Stofftier, wohl ein Eisbär, mehrmals zu.

Luzie Winkler, das steht fest, hat unser Gespräch verstanden. [PA]



Was bleibt



Anfang des Jahres hat Herr Bille das Zeitliche gesegnet. Als Praktikantin der Verwaltung in der Pflegeeinrichtung PFLEGEN & WOHNEN HEIMFELD kommt mir der Tod bisweilen beängstigend nahe. So auch durch Herrn Bille. Ich bin sehr dankbar, dass es mir doch noch möglich war, mich von ihm zu verabschieden.

Ich lerne Herrn Bille als gepflegten älteren Herrn mit ausgesprochen vornehmen Umgangsformen kennen, der mich durch seine Art sehr für sich einnimmt. Nachmittags sitzt er meist auf »seinem« Sessel mit Blick zum Eingang und wartet auf Besuch. Mir ist nicht aufgefallen, dass sein Warten jemals von Erfolg gekrönt wäre, aber das ist eine andere Geschichte.

Herr Bille und ich fassen schnell Vertrauen zueinander, und ich erfahre von seiner Sehnsucht, zurück in sein Haus im Grünen zu ziehen und dort im Kreise der Nachbarn seinen Lebensabend zu beschließen. Für diesen Traum ist Herr Bille unter anderem bereit, mit seinem Gehwagen nach Hause zu laufen; auf meine Nachfrage, das ginge doch gar nicht, der Weg sei viel zu weit, entgegnet er, nein, nein, in vier Stunden sei er zu Hause. Jede weibliche Person – egal, ob Pflegerin, rüstig gebliebene Seniorin oder die Sozialpädagogin unserer Einrichtung – hat von ihm schon einen Heiratsantrag bekommen. Der Deal: Er stellt das Haus und den Lebensunterhalt, sie ermöglicht ihm weitestgehend Unabhängigkeit. Herr Bille schwankt zwischen Allmachtsphantasien und Aggression bis Resignation, wenn ihm seine tatsächliche Lage bitter bewusst wird, was sehr oft der Fall ist.

Kurz vor Weihnachten bekommen wir eine neue Seniorin zu uns zur Pflege. Frau Graf ist eine zierliche kleine Dame und, obwohl schon 88 Jahre, noch sehr mobil. Gleich nach ihrem Einzug tut sie das, was viele tun: Sie wartet auf Besuch – und zwar in Herrn Billes Sessel. Als Herr Bille dies merkt, macht er ihr den Platz sofort streitig, und in ihrer Not wendet sich Frau Graf hilfesuchend an mich: »Aber ich darf hier doch auch sitzen?« – »Aber selbstverständlich, Frau Graf.« Leider schlagen all meine Versuche, Herrn Bille zu beschwichtigen, fehl, und auch mein Appell an seine Höflichkeit (»Aber Herr Bille, Sie sind doch Gentleman!«) hat nicht die gewünschte Wirkung. Es bleibt mir nichts anderes übrig, als die Situation einer Kollegin zu überlassen. Bald darauf habe ich Feierabend, es ist ein Freitag, und über die Turbulenzen des Wochenendes vergesse ich den Vorfall auch bald.

Montags an meinem Arbeitsplatz erfahre ich, dass sich Herr Bille im Krankenhaus befindet. Die Geschichte am Freitag ist offenbar noch eskaliert. Irgendwann hat sich der vermeintlich um seinen Platz Geprellte demonstrativ mit seinem Gehwagen neben Frau Graf aufgebaut – und in seinem Zorn vergessen, die Bremsen anzuziehen. Die Folge: ein Sturz und ein Oberschenkelhalsbruch.

Das alles hat sich vor Weihnachten abgespielt, die Zeit hastet weiter. Ich habe eine Woche Urlaub und fahre nach Berlin, Herr Bille ist weit weg. Die erste Januarwoche gehe ich wieder zur Arbeit, Herr Bille ist noch im Krankenhaus. Schmerzlich wird mir bewusst, wie leicht ich ihn vergessen habe. Nun beginne ich mir Gedanken zu machen:



Ein Sturz kann doch nicht so dramatisch sein, Herrn Bille ging es körperlich doch so gut! Je länger ich warte, umso drängender werden die Gedanken: Warum kommt er nicht wieder? Kommt er überhaupt noch mal wieder? Liegt er im Sterben? Womöglich sehe ich ihn nie wieder! Ganz allmählich traue ich mich, die entscheidende Frage zuzulassen: Wie habe ich mich von Herrn Bille verabschiedet, welches war mein letzter Satz? Entsetzen: Es kann nicht sein, dass er stirbt, weil nicht sein kann, dass mein letzter Satz an ihn ein Vorwurf gewesen sein soll!

Irgendwann dann, Mitte Januar, es ist wieder ein Freitag, erfahre ich, Herr Bille ist aus dem Krankenhaus zurück. Ich gehe in sein Zimmer und bin über den körperlichen Verfall des Mannes tief erschüttert. Ich halte ihm sehr lange die Hand, nehme Anteil an seinem Schicksal und verabschiede mich dann irgendwann. Er sagt: »Wissen Sie, jetzt einschlafen und dann zu Hause wieder aufwachen, das wäre schön!« Am folgenden Montag bei Arbeitsbeginn erfahre ich, am Wochenende sei Herr Bille wieder ins Krankenhaus gekommen und dort verstorben. Wer mag es beurteilen, vielleicht ist er ja eingeschlafen und zu Hause wieder aufgewacht, ich wünsche es ihm jedenfalls.

Sicher hat Herr Bille meine Not gespürt und ist noch mal vorbeigekommen, um mir die Gelegenheit zu geben, mich von ihm zu verabschieden, meinen Fehler zu korrigieren. Wie bereits erwähnt, erfasst mich tiefe Dankbarkeit für diesen Mann, der mir geholfen hat, ihn ziehen zu lassen.

Ich glaube, die Gesellschaftsform, die versucht, den Tod vom alltäglichen Leben abzukoppeln, um die Angst in Schach zu halten, befindet sich nicht nur auf dem Holzweg, sondern schadet sich auch selbst. Sich mit dem Tod auseinanderzusetzen, ihn ins Leben wieder zu integrieren, zu begreifen, dass er alle und jeden in jedem Augenblick ereilen kann, diese Erkenntnis kann für den Umgang miteinander sensibilisieren: Sei achtsam, wie du dich verabschiedest, es könnte heute das letzte Mal sein, dass wir uns gesehen haben. Würde den Menschen das wieder bewusst, ich bin mir sicher, das Zusammenleben würde sehr viel einfacher und menschlicher werden.

Übrigens, auf Herrn Billes Sessel habe ich Frau Graf seitdem nicht wieder gesehen, obwohl sie sich jetzt fast täglich im Eingangsbereich aufhält, den Blick auf die ankommenden Besucher gerichtet. Aber das ist eine andere Geschichte. *Stefanie Kewitz*

Wenn deine Angst
jemandes Schmerz berührt,
wird daraus Bedauern;



wenn deine Liebe
jemandes Schmerz berührt,
wird daraus Mitgefühl.



.....

Die eleganten 1950er- und 1960er-Jahre:
 Die entbehrungsreichen Nachkriegsjahre waren vorbei, und die Mode setzte Zeichen. Frauen, die sich an Ikonen wie Marilyn Monroe oder Brigitte Bardot orientierten, verwandelten sich in kurvenreiche und elegante Geschöpfe mit Wespentaille und Nylons.



Haarspray, Bowle

■ Retrolook aus der Fotokiste: Wie abwechslungsreich, elegant und originell die Mode Mitte des letzten Jahrhunderts war, zeigen auf diesen und den beiden nachfolgenden Seiten einige Fotos, die uns freundlicherweise von Bewohnerinnen aus Häusern von PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG zur Verfügung gestellt wurden. Nach den harten Jahren des Krieges brachen sich die Lebensfreude und der Wunsch nach edlen Stoffen und eleganten Schnitten ungehindert Bahn. Vorbei die Zeit der plumphen, hässlichen Wintermäntel, die man in den Kriegsjahren beispielsweise aus alten, dunklen Übergardinen nähen musste. Jetzt, mit zunehmendem Wohlstand, konnte

Hauptsache glamourös:
Das Toupieren wurde in
den 50er-Jahren zum
neuen Trend. Die Frauen
verbrachten Stunden
vor dem Spiegel, um
ihre Frisur modisch
aufzutürmen



und Bonanza



man es richtig »krachen« lassen. Petticoats, Bleistiftröcke, Mieder (für die angesagte Wespentaille), Hüte, Handtaschen, Stöckelschuhe mit Pfennigabsätzen, Cocktailkleider – alles diente dazu, Eleganz und Weiblichkeit der Trägerin zu unterstreichen. Dabei interpretierte jeder den – vor allem vom Pariser Modeschöpfer Christian Dior entworfenen – eleganten New Look anders. Und selbstverständlich fand nicht alles, was auf dem Laufsteg Begeisterungstürme hervorrief, Einzug in den Alltag. Entscheidend war, dass man einfach wieder Spaß daran hatte, sich schön und elegant zu kleiden. [SK]



Kleidung und Frisuren auf alten Aufnahmen sind ein deutlicher Beleg für den Wandel der Zeiten. Ob Schottenkleid mit weißem Kragen zur Einschulung, Hochzeitsrobe, Minikleid, Schlaghose oder Korkenzieherlocken – alles ist Ausdruck einer bestimmten Epoche



Alle hier abgebildeten Damen, zum Zeitpunkt der Aufnahmen stolz, elegant, fröhlich und voller Zutrauen in eine strahlende, glückliche Zukunft, freuen sich heute in einer Einrichtung von PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG ihres Lebens. Häufiger Kommentar beim Betrachten ihrer Fotos: »Sehen Sie, das ist jetzt alles wieder modern!« Wie recht sie haben. Man muss nur lange genug warten, dann kommt alles wieder.



■ **Chronist** (erfreut): Wie schön, dass ich dich hier an-
treffe, Jesus. Ich habe ein paar Fragen an dich. Sag ein-
mal, bist du ein höflicher Mensch gewesen?

Jesus (überrascht): Danach hat mich noch niemand ge-
fragt... Ja, wenn es nach den Höflichkeitsregeln meiner
Kultur, des Judentums, geht, bin ich höflich gewesen...

Chronist (fällt ihm ins Wort): ... Du hast die Gefühle der
Menschen ernstgenommen und die Menschen wertge-
schätzt...

Jesus (ergänzt): Ich habe versucht, ihnen die Liebe Got-
tes in Worten und Taten nahezubringen und die Liebe un-
tereinander – bis hin zur Feindesliebe.

Chronist (mit kritischem Unterton): Ich habe davon in den
Evangelien gelesen. Aber da gibt es auch Berichte, dass
du die Konventionen durchbrochen und Menschen sehr
schroff behandelt hast, Deine Freunde und deine Gegner!

Jesus (nachdenklich): Das stimmt. In machen Situationen
bin ich aus der Haut gefahren. Ich erinnere mich. Zum
Beispiel als meine Freunde mir die Frage stellten, wer von
ihnen wertvoller sei. Wie absurd! Oder als Petrus mich in
Versuchung bringen wollte, eigennützig meine eigene und
Gottes Liebe zu den Menschen zu verraten. Da bin ich
richtig wütend geworden.

Chronist (bohrend): Bist du nicht sogar einmal handgreif-
lich geworden?

Jesus (mit blitzenden Augen): In der Tat! Als ich gesehen
habe, dass unser Heiligtum, der Tempel, zu einem Kauf-
haus verkommen war. Das konnte ich nicht ertragen. Da
steigt mir noch heute die Wut hoch.

Chronist (setzt nach): Du konntest manchmal auch sehr
direkt sein.

Jesus (etwas ruhiger): Du denkst sicherlich an die Ge-
schichte mit der Ehebrecherin. Da kamen die Leute ja
auch mit einer aufgesetzten Höflichkeit auf mich zu und
wollten mir eine Falle stellen. Da musste ich einfach direkt
werden und ihre Heuchelei entlarven.

Chronist (bestätigend): Wohl wahr, konfliktscheu bist du
nicht gewesen. Du hast dir damit aber nicht nur Freunde
gemacht...

Jesus: Nein, wohl nicht. Aber Feindschaft ist nie mein Ziel
gewesen. Ich wollte nur die verhärteten Herzen meiner
Widersacher aufweichen, sie für die Nächstenliebe ge-



winnen. Auch mit meiner Parteinahme für die Armen und
Unterdrückten wollte ich die Reichen und Mächtigen nicht
von der Liebe Gottes ausschließen, sondern sie zu dieser
Liebe einladen.

Chronist (zweifelnd): Du wolltest alle Menschen für Gott
gewinnen?

Jesus (sehr bestimmt): Ja! Niemand ist von der Liebe
Gottes ausgeschlossen! Aber manchmal gibt es Hinder-
nisse, sie zu erfahren und zu erleben. Hindernisse, die
weggeräumt werden müssen.

Chronist (leicht stichelnd): Manchmal auch durch Unhöf-
lichkeiten!?

Jesus (sehr ernst): Entscheidend ist, ob man aus Her-
zenswärme heraus spricht und handelt. Dann finden sich
die richtigen Worte und Taten. Und dann müssen klare
Worte auch kein Widerspruch dazu sein.

Chronist (zweifelnd): Das klingt so einfach. Nach meiner





War Jesus ein höflicher Mensch? Ein Interview mit ihm

»Gott ist die Sonne, die uns wärmt!« Gottesdienst auf dem Sommerfest 2011 von PFLEGEN & WOHNEN HOLSTENHOF (links)

»Ohne Worte.« Eine intensive Begegnung mit einer Bewohnerin von PFLEGEN & WOHNEN HUSARENDENKMAL (oben)

Erfahrung gelingt das aber nicht immer. Da möchte man Gutes – und bewirkt doch Verletzung und Ablehnung.

Jesus (verständnisvoll): Das kann geschehen. Wir Menschen sind eben begrenzt. Aber zur Liebe gehört auch die Vergebung. Man kann sie erbitten und sie schenken. Dann ist ein Neuanfang möglich. Auch bei Gott.

Chronist (nachdenklich): Eine Frage habe ich aber noch zur Höflichkeit, Jesus. Du hast manchmal geradezu schroff Hilfe abgelehnt und dich zurückgezogen. Das war doch auch nicht höflich?

Jesus (bestimmt): Höflich nicht, aber notwendig. Auch ich musste immer wieder mal mit mir und Gott allein sein, mich ›seelisch auftanken‹. Wie ich auch gerne gut gegessen und getrunken und gefeiert habe, wenn es die Gelegenheit dazu gab. Die Nächstenliebe gelingt dir nur, wenn du dich auch selbst mit deinen Bedürfnissen ernstnimmst und dich selbst liebst und dich von Gott lieben

lässt. Nur wenn du dein Herz erwärmen lässt, kannst du auch Herzenswärme geben.

Chronist (sehnsuchtsvoll): Den Zustand würde ich gern dauerhaft haben!

Jesus (voller Wärme in der Stimme): Liebe kann man nicht ›haben‹, nicht besitzen. Aber man kann sie sich immer wieder schenken lassen, von Gott und von den Nächsten. Du brauchst sie nur anzunehmen.

Chronist (nach einer kurzen Zeit der Besinnung): Lass mich nun auch noch einmal fragen, Jesus, ob du ein eleganter Mensch gewesen bist.

Jesus (augenzwinkernd): O, das tut mir leid. Ich kann deine Frage nicht mehr beantworten. Ich muss mich jetzt leider wieder zurückziehen. Du verstehst schon.

So entwich Jesus höflich und elegant weiteren Fragen. Der Chronist kam nicht mehr dazu, ihm für das Interview zu danken. So schnell war Jesus wieder verschwunden.



A photograph of a white pedestal holding a vase of orange tulips in a hallway. The pedestal is a tall, white, fluted column. On top of it is a clear glass vase filled with several orange tulips. The background is a white brick wall. To the right, there is a staircase with a black handrail and yellow balusters. A black horizontal bar is mounted on the wall behind the pedestal. A small white electrical outlet is visible on the wall. The floor is made of light-colored tiles. The text "Alles »gut in Schuss«
Wilhelmsburg
Leben in ruhigen Bahnen" is overlaid on the image in a white, sans-serif font.

Alles »gut in Schuss«
Wilhelmsburg
Leben in ruhigen Bahnen

Mitten im Leben

Auf dem Weg zu PFLEGEN & WOHNEN WILHELMSBURG habe ich noch etwas Zeit und beschließe, schon in Veddel aus der S-Bahn zu steigen. Die Gleise des Bahnhofs überbrücken die Durchfahrt zwischen Muggenburger Zollhafen im Osten und Spreehafen im Westen. Südlich der Brücke beginnt die »Elbinsel Wilhelmsburg«, die tatsächlich bis heute allseitig von der Elbe und ihren Nebenarmen umschlossen ist. Mit dem Bus geht es dann einige Stationen weiter in Richtung Westen, am Deich entlang, wo zurzeit noch die Zollgrenze des Freihafens den Stadtteil vom Wasser trennt. Beim Gang die Veringstraße hinunter sehe ich neben dem modernen Glasdach über dem Stübenplatz Häuser in Gründerzeitarchitektur, ein Stück weiter dann gar zwei ganze Bauzeilen im wuchtigen Stil des Expressionismus – eine echte Rarität in Hamburg! Hier wie auch in den weiter südlich sich anschließenden optisch einfacheren Backsteinhäusern wohnen »ganz normale Leute« – Wilhelmsburg hat keine Hautevolee.

Ein großes Ladenlokal wird vom »Sanierungsbüro« belegt, dessen Aufgabe darin besteht, die Bürgerinnen und Bürger in die Planungen zur Sanierung und Verschönerung des lange vernachlässigten



Auf der Elbinsel Wilhelmsburg

Viertels mit einzubeziehen. Erst durch die Planungen zur Internationalen Bauausstellung IBA und zur Gartenschau IGS ist Wilhelmsburg wieder stärker in das Interesse von Politik und Öffentlichkeit gerückt. »Unsere Heimat – Weltquartier Wilhelmsburg« steht auf einem Großplakat an der Giebelwand eines roten Backsteinhauses. In vielen Fotos sind Menschen aus Wilhelmsburg abgebildet. Dazwischen gestreut: Aufnahmen aus den Herkunftsorten der Abgebildeten, viele davon lassen an Südeuropa oder noch entferntere Gegenden denken. Und in der Tat: Wilhelmsburg ist, was die Herkunft seiner Bevölkerung betrifft, einer der buntesten Stadtteile Hamburgs. Seit dem 19. Jahrhundert sind viele Menschen zugewandert, um in den nahe gelegenen Fabriken und Werften zu arbeiten. Zunächst aus Ostdeutschland und Polen, später aus der Türkei und Südeuropa. Erst seit 1937 gehört Wilhelmsburg zu Hamburg. 1962 zerstörte die große Sturmflut einen Schutzdeich und überschwemmte die tiefer liegenden Straßen und Gartenkolonien. Mehr als 300 Menschen starben damals. Heute leben 50.000 Menschen in dem flächenmäßig größten Stadtteil Hamburgs.

In der Mitte der Georg-Wilhelm-Straße befindet sich in einer großen Gartenanlage der Gebäudekomplex von PFLEGEN & WOHNEN WILHELMSBURG. Im Zentrum steht der hohe mehrflügelige Bau des Senioren- und Pflegeheims, in dem 212 Menschen betreut werden. Wobei der Betreuungsbedarf ganz unterschiedlich ist. Viele Bewohner sind in ihrer Beweglichkeit eingeschränkt oder haben andere kleinere Behinderungen, andere sind voll pflegebedürftig. Im Haupthaus werde ich empfangen von der Direktorin Frau Völkel und den beiden Kolleginnen aus dem Kundenservice, Frau Wittkop und Frau Kutzleb. Alle drei sind dem Unternehmen PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG schon seit 15 und mehr Jahren verbunden und lieben ihre Arbeit in Wilhelmsburg sehr. Als Frau Völkel in den frühen 1980er-Jahren anfang, in der Altenpflege zu arbeiten, gab es in einigen Häusern noch Acht-Bett-Zimmer, und man ging wenig auf die Individualität der Bewohnerinnen und Be-

wohner ein. Beides hat sich inzwischen grundlegend geändert. Heute gibt es nur noch Ein- und Zwei-Bett-Zimmer, die in Wilhelmsburg meist mit eigenen Bädern ausgestattet sind. Und es ist selbstverständliches Ziel, den Bewohnerinnen und Bewohnern möglichst viel Eigenständigkeit zu lassen und auf ihre Wünsche und Bedürfnisse einzugehen.

In einem Stadtteil wie Wilhelmsburg stellt das die Verantwortlichen vor ganz neue Herausforderungen. Denn mittlerweile sind auch viele der ehemaligen »Gastarbeiter« alt geworden, und nicht alle können in ihren Familien betreut werden. »Getreu unserem Motto ›Gemeinsam auf der Elbinsel Wilhelmsburg‹ stellen wir uns darauf ein, dass zum Beispiel muslimische Frauen nicht von männlichen Pflegern unterstützt werden möchten«, berichtet Frau Völkel. »Wir abonnieren jetzt auch türkische Zeitungen und bieten natürlich immer ein Gericht an, das muslimischen Speisevorschriften entspricht.«

Als ich Frau Kutzleb frage, was für sie das Besondere ihres Arbeitsplatzes ausmacht, spricht sie von »der warmen und freundlichen Atmosphäre«, die in den Häusern herrsche und sie immer wieder beeindruckt. Im Laufe des Rundgangs, bei dem mich Frau Wittkop begleitet, erkenne ich, was sie meint. Personal und Bewohner verkehren ohne Hektik und auf fast freundschaftliche Weise miteinander. Die Flure

Viel Glas, Wintergärten, helle Räume und freundliche Farben



Einer der buntesten Stadtteile Hamburgs

und Gemeinschaftsräume sind in hellen Farben gestrichen und mit Bildern und einladenden Möbelstücken ausgestattet. Frau Wittkop klopft an eine Tür, und wir dürfen eintreten. Eine freundliche alte Dame empfängt uns, an ihrem Tisch sitzend. Sie lebt schon seit einigen Jahren in dem gemütlichen Zimmer, das sie mit einigen ihrer Möbel und persönlichen Gegenständen ausgestattet hat. Da sie für Wege außerhalb der vier Wände auf einen Rollstuhl angewiesen ist, freut sie sich besonders, dass ihr Zimmer einen Wintergarten hat, sodass sie bei schönem Wetter ohne große Umstände die Sonne und den Blick ins Grüne genießen kann.

Wie ein Kranz umgeben das Haupthaus mehrere zweigeschossige Bauten. In einem davon ist der Bereich für die besondere Dementenbetreuung untergebracht. Hier hat man die Gestaltung der Flure und Gemeinschaftsräume besonders auf die spezifischen Bedürfnisse der Demenzkranken zugeschnitten, denn sie sind viel »unterwegs«. Eine Sitzecke und ein kleiner Kiosk bieten Anlass zum Innehalten, und in der gemütlichen Küche kann man sich auch zu mehreren um einen großen Tisch versammeln.

In einem weiteren Gebäude befinden sich 32 Appartements, in denen Menschen wohnen, die nur gelegentlich Dienstleistungen in Anspruch nehmen wollen, zum Beispiel bei der Verpflegung oder bei Hilfe

im Haushalt (»Service Wohnen«). Ein »fast normales Mietshaus«, mit einem hohen Grad an Privatheit.

Dass die Häuser alle gut belegt sind, hat nicht nur mit ihrem gepflegten Zustand zu tun. Denn die Einrichtung ist im Stadtteil auch gut vernetzt. Vor Ort präsent ist der Freundeskreis des Hauses mit seinen 40 Mitgliedern, aber es werden auch nachbarschaftliche Kontakte zu Schulen und Kitas gepflegt. Ab und zu erhalten die alten Damen und Herren so auch Kinderbesuch. Dann wird gemeinsam gesungen, oder es werden Plätzchen gebacken.

Auch wenn die Häuser »gut in Schuss« sind: Nicht alles ist baulich zeitgemäß. Die Anlage wurde bereits Mitte der 1960er-Jahre gebaut. Das Haupthaus wurde 1999 saniert und erweitert und ein weiteres Haus innen saniert. Mittelfristig gibt es auch für WILHELMSBURG eine Perspektive, die Gebäude durch Neubauten zu ersetzen. Bis es aber so weit ist, wird das Leben in seinen ruhigen Bahnen weitergehen. [US]

PFLEGEN & WOHNEN WILHELMSBURG

141 Pflegeplätze allgemeine stationäre Pflege
30 Spezialpflegeplätze für Wachkoma-Patienten
38 Spezialpflegeplätze für Menschen mit Demenz
3 Kurzzeitpflegeplätze / 32 Appartements

Hermann-Westphal-Straße 9 / 21107 Hamburg
Tel. 040 / 2022-42 25

Für Abwechslung sorgen der Kiosk und das Café. Rechts die Direktorin Frau Völkel sowie Frau Wittkop und Frau Kutzleb





Frank Haesloop, Direktor
PFLEGEN & WOHNEN FINKENAU

»Mir fällt es schwer, höflich zu bleiben, wenn Menschen ungerecht behandelt werden. Dies gilt für Bewohner, Angehörige, Mitarbeiter und Kooperationspartner gleichermaßen.«



Kerstin Harden, Direktorin
PFLEGEN & WOHNEN MOOSBERG

»Grundsätzlich fällt es mir nie schwer höflich zu bleiben. Das hängt sicherlich damit zusammen, dass ich hanseatisch erzogen wurde. Wie meine Großmutter stets zu sagen pflegte: ›Kind, egal wie es kommt – immer Contenance bewahren‹.«



Witold Lesner, Direktor
PFLEGEN & WOHNEN HORN

»Ich gehöre zu den Menschen mit hoher Frustrationstoleranz, deswegen ist es sehr schwer, mich im beruflichen Alltag aus der Fassung zu bringen. Meine Reaktionen auf Rückschläge, Ungerechtigkeiten und unbequeme Aufgaben münden meistens in der situativen Analyse und Abwägung der zukünftigen Maßnahmen. Zu meinen größten Wünschen gehört, dass das Leben gerecht ist; meine Wünsche müssen dabei nicht immer erfüllt werden. Am meisten ärgern mich Dummheit, Lügen und Täuschung bei Menschen, mit denen ich gemeinsam arbeite.«



Sabine Kamin, Direktorin
PFLEGEN & WOHNEN
HOLSTENHOF und ÖJENDORF

»Mir fällt es schwer, höflich zu bleiben, wenn ich bewusst angelogen und gezielt hintergangen werden.«



Anthony Hodgson, Direktor
PFLEGEN & WOHNEN
HUSARENDENKMAL

»Mir fällt es schwer, höflich zu bleiben, wenn ich offensichtlich belogen werde. Nicht unbedingt bei kleinen Lügen oder Notlügen, sondern insbesondere bei richtig heftigen Lügen.«



Thomas Rachel, Direktor
PFLEGEN & WOHNEN FARMSSEN

»Arthur Schopenhauer sagt: ›Höflichkeit ist Klugheit, folglich ist Unhöflichkeit Dummheit.‹ Dem Klugen also fällt es nicht schwer, höflich zu bleiben, der Dumme dagegen wird unhöflich. Ich bin klug.«

Wann fällt es Ihnen schwer, **höflich** zu bleiben?



»Auf gleicher Augenhöhe begegnen wir einander. Gemeinsam mit unseren Bewohnern, Angehörigen und Betreuern planen und gestalten wir das Miteinander.«

Aus dem Leitbild von PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG



Sabine Wirtz, Direktorin
PFLEGEN & WOHNEN UHLENHORST

»Wenn Menschen bewusst und willentlich anderen Menschen schaden, zum Beispiel indem sie lügen, intrigieren oder Schwächen anderer bloßstellen – in der irrigen Annahme, selbst besser da zustehen –, dann fällt es mir schwer, ruhig und höflich zu bleiben. Dies gilt auch für Fälle krasser Faulheit oder Rücksichtslosigkeit. Humor hilft da manchmal, aber nicht immer.«



Sandra Rachowitz, Direktorin
PFLEGEN & WOHNEN ALSTERBERG

»Wenn es mir am schwersten fällt, bin ich meist besonders höflich und förmlich. Das trifft zum Beispiel zu, wenn ich Heuchelei, Lügen, Ignoranz und Verantwortungslosigkeit erlebe.«



Maike Völkel, Direktorin
PFLEGEN & WOHNEN
WILHELMSBURG und HEIMFELD

»Jeder kennt es – es gibt so Tage, an denen kann niemand einem etwas recht machen. Genau an so einem Tag fällt es mir besonders schwer, in einer Situation höflich zu bleiben, in der ich das Gefühl habe, dass ich etwas tun soll, was mir im ersten Moment sinnlos erscheint.«



Heiner Westphely, Direktor
PFLEGEN & WOHNEN ALTONA

»Allein in einem kleinen Raum mit zwei Geldautomaten. Eine zweite Person tritt ein. Ich warte einige Augenblicke, grüße dann den Ankömmling. Siehe da, der Gruß wird erwidert. ›Geht doch‹, kann ich mir dann nicht verkneifen.«

Höflichkeit I:

Ziemlich beste Freunde - ein französisches Meisterwerk

■ Der Kinofilm »Ziemlich beste Freunde« (im französischen Original: »Intouchables«) ist mehr als nur eine herzerwärmende Komödie: Er erzählt die Geschichte einer wunderbaren, höchst ungewöhnlichen Freundschaft zwischen zwei Menschen, die unterschiedlicher kaum sein könnten. Philippe (gespielt von Francois Cluzet) hat finanziell betrachtet alles, was man sich wünschen kann – doch ist er aufgrund seiner Querschnittslähmung auf Hilfe angewiesen. Er ist reich und bedürftig zugleich. Demgegenüber hat Driss (Omar Sy), der aus der Pariser »Banlieue« stammt, einen ganz anderen Hintergrund. Gerade erst hat er eine Haftstrafe abgesessen und bewirbt sich nun, rein der guten Ordnung halber, bei dem wohlhabenden Philippe als Pflegekraft; trotz der finanziellen Not strotzt er von unbändiger Lebensfreude. Das Unwahrscheinliche passiert: Driss wird eingestellt, zunächst auf Probe und dann langfristig. Und damit beginnt eine wundervolle Geschichte, getragen von zwei völlig unterschiedlichen Charakteren, die mit der Zeit eine echte Freundschaft entwickeln.

Besonders bemerkenswert ist, dass der Film auf einer wahren Geschichte basiert. Es ist das Schicksal des ehemaligen Geschäftsführers des Champagnerherstellers »Pommery«, Philippe Pozzo di Borgo, der – genau wie die Figur im Film – 1993 beim Paragliding abstürzte und seitdem querschnittsgelähmt ist. Das allein wäre schon dramatisch genug, aber durch die sympathische und vor allem so natürliche Art der beiden Schauspieler werden die Zuschauer nicht nur zu Tränen gerührt, sondern auch zum Lachen gebracht. Die Wirklichkeit wird nicht verschleiert, sondern ganz nüchtern, aber auch mit viel Humor gezeigt – und das öffnet einem das Herz und lenkt den Blick auf die wirklich wichtigen



Dinge im Leben. Das Thema Behinderung wird ohne Beschönigung dargestellt, jedoch ohne dass hier Mitleid eingefordert wird. Die unermüdliche Lebensfreude beider Protagonisten, die trotz aller Widrigkeiten den Glauben an sich selbst nie verlieren, kann Berge versetzen. Und dieser Optimismus steckt an.

Kurzum: ein amüsanter, sehr bewegender Film, der ein Loblied auf die Kraft der Freundschaft singt – weder die Hautfarbe noch die Herkunft noch die Kluft zwischen Arm und Reich lassen hier das Band entzweireißen. Die beiden Regisseure Olivier Nakache und Éric Toledano haben es ohne Zweifel geschafft, ein französisches Meisterwerk zu zaubern. Einfach großartig – diesen Film MUSS man gesehen haben! *Imke Göken*



Höflichkeit II: Knigge – alt und verstaubt oder stets aktuell?

»Ein kleines Lächeln, eine freundliche Begrüßung am Morgen und schon startet der Tag ganz anders!«

■ Wir alle kennen diese kleinen Begebenheiten, die so große Wirkungen haben können. Auch Freiherr von Knigge wusste um diese Zusammenhänge, er hat sie sogar schriftlich fixiert. Sein Leitfaden »Über den Umgang mit Menschen« wurde schon im Jahre 1788 geschrieben. Doch gelten die Gepflogenheiten von damals noch heute? Enden meine Rechte wirklich dort, wo die Rechte des anderen beginnen? Was bedeutet für uns im täglichen Umgang Höflichkeit, Stil und Etikette? Können wir diese Themen mit allgemeingültigen Inhalten füllen oder greift auch hier das Recht der individuellen Entscheidung?

Wenn Menschen miteinander in Kontakt treten – sei es in Geschäften, Ämtern, Praxen oder Restaurants –, kommt es auf gute Umgangsformen an. Auch im pflegerischen Bereich sind Höflichkeit und Rücksichtnahme von höchster Bedeutung. Zur Veranschaulichung dient hier ein Auszug aus den von PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG entwickelten Grundsätzen, die in unseren Einrichtungen tagtäglich gelebt werden:

- Bevor wir in ein Bewohnerzimmer eintreten, klopfen wir an – wir wahren so das Zuhause unserer Bewohner.
- Wir grüßen uns untereinander mit einem Lächeln, wenn wir uns begegnen – das gilt für uns bekannte Personen, wie auch für fremde. Wir stellen uns mit Namen vor.
- Wir erklären und informieren über das, was wir tun: Unterstützen wir den Bewohner z. B. beim Anziehen seiner Kleidung, erklären wir ihm die Schritte.

Unsere Bewohner sind unsere Kunden, und Respekt in der Pflege ist unverzichtbar. Denn das Wohlergehen



unserer Bewohner und ihrer Angehörigen liegt uns nicht nur am Herzen – nein, es ist unser aller Aufgabe, deren Bedürfnisse zu berücksichtigen und unser Handeln danach auszurichten. Unsere Kernkompetenz, pflegerische Fachlichkeit, ist hierbei eine Grundvoraussetzung, die aus Sicht unserer Kunden in der Regel aber schwer zu beurteilen ist. Für die Qualität einer Einrichtung sind aus Sicht von Angehörigen oder Bewohnern andere Faktoren entscheidend, etwa Freundlichkeit, Hilfsbereitschaft, höflicher Umgang. Eine Studie hat gezeigt, dass bei der Frage, was wichtiger wäre, wenn man sich für eine Einrichtung entscheiden müsste, die Fachausbildung oder die Freundlichkeit –, eine Mehrheit der Befragten (ca. 52%) antwortete, dass dies Freundlichkeit sei, nur für eine Minderheit (24%) war Fachlichkeit ausschlaggebend.

Diese Einschätzung belegt den besonders hohen Stellenwert der »weichen Faktoren«.

Umgangsformen haben also nichts mit heute oder damals zu tun, sondern bleiben – selbst bei sich ändernden Ausprägungen – im Prinzip immer aktuell. Jeder sollte sich sowohl Höflichkeit und Rücksicht als auch Stil bewahren und sich – beim Blick in den eigenen Spiegel – immer wieder bewusst machen, was dies bedeutet. Es sind diese »Kleinigkeiten«, die das Zusammenleben erleichtern. *Imke Göken*



»Reicher Mann und armer Mann standen da und sah'n sich an.
Und der Arme sagte bleich: »Wär ich nicht arm, wärst du nicht reich.«

Bertolt Brecht (1898–1956)

Diese Kinder sind unsere Zukunft – es sagt sich so leicht.
Ob sie in späteren Jahren Lust haben auf Solidarität mit der
älteren Generation, auf Gemeinsinn und das Teilen von Zeit,
Aufmerksamkeit und Ressourcen? Das ist nicht nur durch einen
Generationenvertrag zu verordnen, erst das Vertrauen auf einen
sicheren Arbeitsplatz, eine angemessene Entlohnung und das
Mitgestalten an gesellschaftlichen Entwicklungen geben Aner-
kennung und schaffen Selbstvertrauen.

Abgeben und Teilen sind nicht einfach und keineswegs selbst-
verständlich. Keine Generation ist darauf vorbereitet, aber die
Grundvoraussetzung ist klar definiert: Wir sollten uns wieder
mehr umeinander kümmern, statt den Mangel zu beklagen.

Es lohnt sich.



**Früh übt sich: Wenn Kinder zum
ersten Mal Papier und Stift vor
sich haben, kennt ihr Schaffens-
drang meist keine Grenzen. Auch
Solidarität lässt sich von Kindes-
beinen an vermitteln.**





Kleider machen Leute, so lautet der Titel einer Erzählung von Gottfried Keller (1819–1890), in der ein armer Schneider aufgrund seiner vornehmen, eleganten Kleidung für einen reichen Grafen gehalten wird.

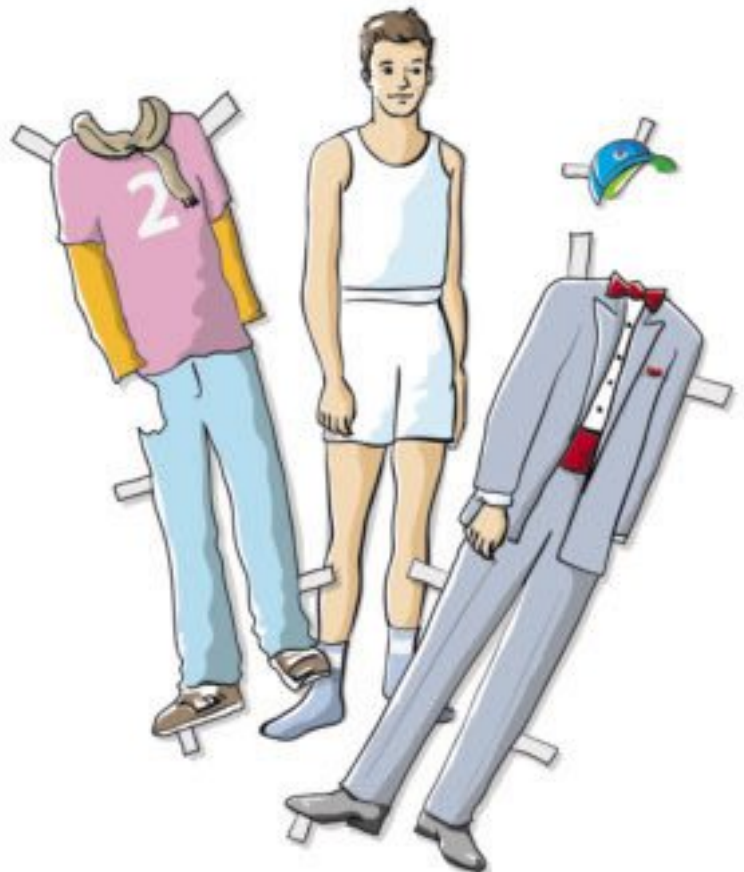
■ Während der Dichter heute nur noch als Schulpflichtlektüre eine Rolle spielt, ist das geflügelte Wort »Kleider machen Leute« aktueller denn je. Die großen Modelabels buhlen um gutbetuchte Kundschaft – diskret damit argumentierend, dass ein qualitativ hochwertiges Designerstück die Karriere und das Wohlbefinden der potenziellen Kundin/des potenziellen Kunden entscheidend beeinflussen kann. Je nach Branche und Alter der Kundschaft gibt es bei dem, was als elegant und vornehm empfunden wird, allerdings erhebliche Unterschiede. Was in einer Werbeagentur als hip und angemessen gilt, kann einen Banker zum Gespött der Kollegen machen. Andererseits: Wer über genug Charisma, Stil und Autorität verfügt, kann tragen, was er will: Er sieht immer elegant aus. Paradebeispiel: der kürzlich verstorbene Apple-Gründer Steve Jobs. Wann immer er in der Öffentlichkeit auftrat, sah man ihn in Jeans und schwarzem Rollkragen-Pullover. Schlicht und elegant, so wie er es am liebsten mochte. Hat sich je jemand beschwert, dass er keinen Anzug mit Krawatte trug?

Von Manschetten und Fracksausen

Im Adjektiv »elegant«, das im 18. Jahrhundert aus dem französischen Begriff »élégant« für »wählerisch, auserlesen fein, geschmackvoll« entlehnt wurde, schwingt bereits etwas Abgrenzendes mit. Das war früher nicht anders als heute. Nur, dass mittlerweile halt ein ganz anderer Dresscode herrscht. Damals gab's beispielsweise noch Zylinder, heute sorgt weder eine Baseballcap noch eine Strickmütze im Theater oder Museum für Aufregung. Interessanterweise haben sich vor allem in Redewendungen alte Benimmregeln und nicht

mehr gebräuchliche Kleidungsstücke bis heute erhalten: Ich »ziehe vor jemandem den Hut« oder sage, zum Zeichen der höflichen Anerkennung, »Hut ab!« oder »Chapeau!« Vorm nächsten Zahnarztbesuch habe ich »Manschetten« oder »Fracksausen«. Mein Nachbar will seine Tochter »unter die Haube bringen« – und damit sie sich nicht zu sehr darüber ärgert, »fasst er sie« vorsorglich »mit Glacéhandschuhen an«. Hier zeigt die Alltagssprache, wie sehr sich unser Leben in den letzten Jahrzehnten verändert hat.

Auch das Sprichwort »Mit dem Hute in der Hand kommt man durch das ganze Land« lässt noch er-





Jeder zieht an, was ihm gefällt



ahnen, wie angemessene Kleidung und Höflichkeit früher eine Einheit bildeten. Der Sinn der Redewendung: Wer höflich ist und stets den Hut zieht, wenn er einen Bekannten auf der Straße trifft, wird es in seinem Leben weit bringen. Auch der hingehauchte Handkuss, als Ausdruck tiefster Ehrerbietung und großen Respekts, konnte im Übrigen nicht schaden, wenn man auf der gesellschaftlichen Leiter nach oben klettern wollte. Heute reichen für solche Ambitionen ein paar Aktien, Investmentfonds und eine Prada-Handtasche. Aber eine Glorifizierung vergangener Sitten und Gebräuche würde zweifellos zu kurz greifen. Welch eine Freiheit, dass sich im 21. Jahrhundert

im Prinzip jeder Mensch mit seiner Kleidung selbst inszenieren kann! Dass die Grenzen des Geschmacks dabei nicht selten überschritten werden, steht auf einem anderen Blatt (beziehungsweise in diesem Magazin im Beitrag »Das geht gar nicht!« auf Seite 32/33). Nach dem Motto »Erlaubt ist, was gefällt« wird man teils Zeuge der kuriossten Bekleidungsstile.

Von Schauspielern und Modedesignern

Wahre Eleganz und echter Stil kommen aber sowieso von innen. Die große Ingrid Bergman sieht (im Film »Mord im Orient-Express« von Sidney Lumet aus dem Jahre 1974) auch in einem spießigen Twinset atemberaubend aus, und wenn Clark Gable in einem amerikanischen Western mit verstaubter Lederweste und zerknitterten Jeans aus dem Saloon tritt und mit einer Zigarette im Mundwinkel in die Ferne blickt, achtet kein Kinogänger auf seine Kleidung. Und so sollte es im besten Falle sein, bis heute. Denn das, was man trägt, kann die eigene Persönlichkeit nur unterstreichen, nicht ersetzen. Gute Modedesigner wissen das. Karl Lagerfeld (der weltberühmte Modeschöpfer ist übrigens gebürtiger Elmschörner) und Jil Sander (deren Siegeszug um die Welt in Hamburg begann) können mit ihren ausgefallenen Kreationen oder schlichten, perfekt geschnittenen Hosenanzügen zwar die Voraussetzung für einen eleganten Auftritt liefern – ohne starke Persönlichkeit der Trägerin wird jedoch jede Haute Couture zu einem Nullachtfünfzehn-Stück. Das ist die Kehrseite des gern zitierten Sprichworts »Kleider machen Leute« – eben nicht immer und schon gar nicht automatisch. [SK]



PETER WAWERZINEK

DAS KIND DAS ICH WAR



Der folgende Auszug stammt aus dem Buch »Das Kind das ich war«, erschienen 1994 im TRANSIT Buchverlag. Dem Text sind folgende Zeilen vorangestellt:

Meine Heimat ist Mecklenburg./Meine Vaterstadt Grimmen./Meine Muttersprache wohnt in der Gesichtsfarbe der wetterfesten Bauern./Von den Tieren auf dem Wasser habe ich meine Fröhlichkeit.

[...] Es gab manchmal Aufstände wegen einer nicht erfolgten Zahlung. Mit dem epochemachenden Kampf um den Fortschritt taten sich die Mecklenburger sehr schwer. Was sie als eine Revolution betitelten, war mehr ein gemeinschaftliches Murren in der Schenke

gegen die Erhöhung der Schnapspreise. Es setzte Pro und setzte Hiebe. Man regte sich auf, es ergaben sich daraus blutige Nasen und langfristige Feindschaften im Dorfe. Ansonsten blieb alles beim Alten.

Manch ein Betrieb erweckte den Eindruck von Industrie, solange man nicht hinter Werkstor lugte, wo es mittelalterlich und dröge zuing. Achtbar vielleicht die kurze Spanne nach dem Zweiten Krieg. Als versucht wurde, die ländliche Einöde nach der Elle der Henneketaten zukunftsweisend zu zerstören. Doch was nützte der kämpferische Wille, wo das Drumherum nicht stimmte. Man krepelte die Ärmel wieder runter. Man blickte knurrend über die Schultern zu den Bohrtürmen, wie sie überall errichtet wurden. Und manch einer hielt Erdöl für das Öl der Erdnüsse.

Es blieben die Geschichten über die vielen vergeblichen Unternehmungen und ein paar recht muntere Gesprächsabende.

Allein der Kurbetrieb brachte Probleme. Ein Bauer wird nicht ohne Mühe zum Kofferträger. Die Häuser wurden verputzt und mit erhabenen Farben versehen und erhielten Namen wie ›Kiek in‹ und ›Rosalinde‹. Menschen kamen, um die weiten Ebenen, von



denen man tollsten Spuk erwarten konnte, aufs Gemüt wirken zu lassen.

Feinere Herrschaften allerdings mieden Mecklenburg. Meine Heimat ist etwas für das unbedarfte Volk. Menschen, die auf allen Vieren gerne riesige Sandburgen im Wettstreit errichten. Und diese mit einem Reservierschild versehen.

Tatfreudige Menschen und agile Erscheinungen waren dem Mecklenburger unheimliche Gesellen. Entschlossene Charaktere, die ohne langes Reden zupackten, waren so selten wie stromernde Wölfe, die man auf Teufel komm raus zu Tode hetzte und im Triumph durchs

Örtchen schleifte. Mecklenburg hat keine ruhmreichen Stätten, angefüllt von deutscher Geschichte. Hier schlug man sich nicht für die Nation die Köpfe ein. Mecklenburgs stolzeste Orte sind die Gaststätten, wo riesige



Besäufnisse statt heroischer Kämpfe ausstanden wurden. Die Schnapsnase und der Bierbauch waren allzeit der größte Beweis für Heldenmut.

Ich wuchs auf, wo es mitunter wildes Geschrei vor der Kneipe gab. Und Krach geschlagen wurde, wenn der abgebrühte Kneipier schlechtes Bier zu verramschen suchte. Ich war unter Leuten, die nicht extra herausgeputzt zum Dorfbums kamen, sondern um sich zu besaufen. Die am Tisch saßen und nichts unversucht ließen, es zu einer Saalschlägerei zu bringen. Wallungen, die rasch aufloderten und rasch besiegelt waren. Streitereien, die zum mecklenburgischen Wesen





gehörten. Missliche Stimmungen, die, eh der Besucher sie recht mitbekommen hatte, ausgestanden waren. Die Ruhe nach der ersten Heftigkeit war die Ruhe vor dem nächsten Sturm.

Es war einmal ein Streit zweier Großfamilien. Es schlugen sich an die dreißig Mann mitten im Dorf. Mehr an Historie ist nicht zu berichten.

[...]

Nur wenige, die uns besuchten, waren echte Mecklenburger. Meine Ziehmutter mochte deren Aussprache nicht. Sie kam bisweilen, weil sie unterwegs platt angesprochen

wurde, höchst verärgert vom Einkauf. Sie regte sich laufend über die Mecklenburger auf. Die schätzte sie äußerst gering, weil sie partout nicht in der Lage schienen, ein vernünftiges Deutsch auszustoßen. Ich erwähne, dass meine Mutter sich etwas auf ihr feines Hochdeutsch, welches sie von höchster Töcherschule aus Oberschlesien mitbrachte, einbildete. Auch fand sie die Menschen Mecklenburgs zu plump und von einer ausgeprägten Primitivität und vor allem ohne Geschmack gekleidet. Immer wieder konnte sie sich darüber ereifern, dass die Fischerbengels mit ihren beinlangen Stiefeln in





jeden Laden polterten und Kautabak kau-
ten. Sie fand keinen rechten Gefallen an den
breitgedrückten Häusern. Die widerlichen
Schilfdächer der für ihren Geschmack arm-
seligen Katzenkaten wühlten in ihrem Ge-
müt. Allein der Umstand, dass unter so
einem Schilfdach allerlei Getier und Fleder-
mäuse sich regelrecht festnisteten, bereitete
ihr Schauer wie Stromschläge. Dass die Töl-
pel ihre mehrfachen Hinweise wie: ›Es gibt
nichts Besseres als Ziegeln auf dem Dach‹
stur ignorierten und weiterhin Häuser mit
Schilf versahen, nahm sie als Beleg dafür,
dass beim Mecklenburger in der Birne recht
wenig vorhanden sei. Und manchmal, wenn
sie ganz versonnen die alten Fotoalben
durchsah, hauchte sie leise Befürchtung, dass
die bessere Gesellschaftsform die bessere
Gesellschaft wohl definitiv abgeschafft habe.
Einen Mecklenburger hätte die Frau nicht
geschenkt zum Ehemann genommen. Einen,
der Kautabak malmt und sie dann
noch küssen will.

Die Mecklenburger gingen krawattenlos ins
Lokal und ließen sich beim Essen gehen und
wirbelten mit dem Besteck so fürchterlich
laut und schmatzten beim Puddinggessen. Es
war eine Qual, ihnen zusehen zu müssen,
wie sie vergeblich versuchten, die fremdlän-
dischen Spaghetti zu zähmen. Sie sangen
nicht: ›Trink ich den Wein, der schlecht, ist
mir der Name Hans ganz recht. Trink ich
einen mit Genuss, nenne ich mich Antonius.‹

Sie kippten die harten Schnäpse. Sie stie-
ßen mit Biergläsern an. Und hoben ihre Glä-
ser nicht in Kinnhöhe. Sie schauten sich
beim Prosit nicht in die Augen. Sie tranken
ein Gesöff mit Worcestersoße und Eigelb und
Zitronensaft mit Weinbrand und Öl gemixt.
Sie ließen, wenn sie Sekt tranken, die Kor-
ken fliegen. Sie klingelten ungeduldig an
ihren Gläsern oder riefen gleich durch die
Kneipe nach dem Chef vom Ganzen. Sie
schnitzten sich aus Streichhölzern Zahnsto-
cher, dass einem übel wurde. Sie saßen nicht
leger nach vorne gebeugt zu Tische. Ihre
Handgelenke waren sonstwo zu befürchten,
nur nicht auf dem Tischtuch. Ihre Mahlzei-
ten hielten sie ohne die von meiner Mutter
oft zitierte räumliche Gesamtatmosphäre
ab. Wo sie speisten, fand keine gemütliche
Zusammenkunft der Gaumenfreunde statt.
Es war ihnen nicht gegeben, über ein schö-
nes Buch zu sprechen oder einer Platte





Gehör zu schenken. Sie veranstalteten keine Cocktailstunde, hielten nichts von Offenen Abenden. Und Fünfuhrtee. Auch schienen sie nichts von Behaglichkeit und schönerem Wohnen zu halten. Die Flure waren beladene Gerümpelkammern und hinterließen alles andere als einen angenehmen Eindruck. Die Mecklenburgerinnen gingen mit Lockenwicklern im Haar einkaufen. In den Badestuben waren keine besonderen Haken für Gästehandtücher vorgesehen. Ihre Fenster blinkten nur selten im Sonnenlicht. Ihre Verköstigungen wirkten wie primitive Abfütterungen. Sie übergaben einem die Blumen verpackt. Sie entfernten das Preisschild nicht vom Geschenk. Sie überreichten ihre Mitbringsel wie nebenher. Ohne freundliche Worte.

Es hieß, der Mecklenburger geht verkehrt um die Treppe hoch, damit er sehen könne, was ihm aus der Tasche fällt.

Der Mann meiner Mutter war Gott sei Dank kein Mecklenburger. So wie sein Kollege Walter, der das dörfliche Heimatmuseum gegründet hat, kein Mecklenburger war. Wie der Bürgermeister, der oft vorbeikam und ausdrückte, er besäße vorbehaltlos mecklenburgische Eigenart, und fürchterlich sächsisch sprach. Wie der nette Schulrat nicht von hier kam. Und auch sein korrekt gekleideter Vertreter.

All diese Nicht-Ureinwohner konnten bei meiner Mutter landen. Sie waren ihr, weil sie

Weltlichkeit verspritzten, mehr als nur ein angenehmer Besuch. Die Kinder von ihnen waren propper betucht und hatten eine feine Art zu artikulieren, dass es der Ziehmutter jedes Mal ganz warm ums Herz wurde.

An den Kindern der formlosen Mecklenburger sollte ich mir nicht entfernt ein Vorbild nehmen. So ein Einfluss stelle einen ins Abseits. Man könne sich mit dieser vulgären Sprache nirgends um einen Studienplatz bewerben. Wenn der Fleischer im Laden stünde, mache sie jedes Mal einen großen Bogen, denn den Kerl würde man überhaupt nicht verstehen. So unter Niveau, dass sie eine Gänsehaut vom bloßen Gedanken daran bekäme. Zudem seien die Männer der Region ausnahmslos schlecht rasiert.

Wenn sie sich nicht unmittelbar empörte, wunderte sie immer wieder neu der Tatbestand, dass die Männer von ihren Frauen nicht ordentlich die Leviten gelesen bekämen. Da sie darauf keine Antwort wusste,





blieben ihr nur dutzendfache Seufzer. Die Frau des Fleischers, sagte sie im Anschluss jedes Mal, habe in der Fleischerei nicht



knapp zu tun. Den Tag sehe man sie schufteten. Und schufteten müsse sie auch in den hinteren Hallen, wohin sie verschwinde, wenn keiner im Laden sei. Und man wisse, Fleisch sei schwer. Aber zu all der Last, einen solch primitiven Mann zu ertragen, sei, wie einen Storch vor einem Frosch die Straße hoch. Und dann brach die Mutter den Vergleich ab und schwieg den Rest des Tages.

Einmal sagte sie, das Drogistenehepaar an der Straßenecke spreche auch ein sehr tadelloses Hochdeutsch. Sie unterwies mich gerne in die Chancenlosigkeit aller Schlechtsprecher und riet, ich solle das Drogistenehepaar ruhig öfter aufsuchen. Eine Kleinigkeit wie Kernseife, die man immer im Haushalt gebrauchen könne, oder einen Kamm

erwerben, nur um den Leuten auf den Mund zu schauen, zuzuhören und mich wie sie daran zu erfreuen. Sie ermahnte mich, an meinem Charakter rastlos zu formen. Und zu bedenken, wie viel dichtbeschriebenes Papier große Schriftsteller in den Papierkorb geworfen haben mögen, ehe sie eine gelungene Seite aus ihren Händen gaben. Wie oft dem hervorragenden Dreher und Aktivisten Zabel, von dem man so Erstaunliches erfuhr, wohl sein Stahl zerfetzt sei, ehe er ein neues Wirtschaftswunder auf den Gabentisch der Republik legen konnte. [...]



PETER WAWERZINEK

1954 in Rostock geboren, wurde im Alter von zwei

Jahren von seinen Eltern alleine im Hause in der DDR zurückgelassen, als diese flohen. Er wuchs in Kinderheimen auf, bevor er von einem Lehrerehepaar adoptiert wurde, mit denen er an der Ostsee wohnte. Nach einer Lehre als Textilzeichner fing er ein Studium an der Kunsthochschule in Berlin an, das er allerdings bald wieder abbrach. Er jobbte ein paar Jahre, bevor er als Performance-Künstler aktiv wurde und sich einen Namen in der Berliner Literatenszene machte.

Wawerzinek schreibt hauptsächlich Romane über das Leben in der ehemaligen DDR, für die er mit zahlreichen Preisen – u. a. Ingeborg-Bachmann-Preis – ausgezeichnet worden ist. Sein jüngster Roman »Rabenliebe« findet große Beachtung.



Tollkühn mit über 100 Knochenbrüchen »Klettermaxe« Arnim Dahl

ZIRKUSARTIST, ERSTER STUNTMAN UND SENSATIONSDARSTELLER

Alstervergnügen, Schlagermovie,
Oldtimer-Rallye, Harley-Days,
Triathlon oder Reeperbahn-
von den Musicals und Stadion-
schweigen. Aber es gab Arnim
Dahl die Hamburger mit



Cyclastics, Sportgalas, Marathon,
Christopher Street Days,
Festival gab es noch nicht –
veranstaltungen ganz zu
Dahl. In der Nachkriegszeit hat
spektakulären Stunts und

waghalsigen Drahtseilakten unterhalten und begeistert. Als Entertainer wusste er um seinen
jungenhaften Charme, mit dem er sich in den frühen Fernsehjahren als Draufgänger in viele
Herzen turnte. Mit Anzug, Schlips und Kragen in luftiger Höhe »sein Leben aufs Spiel setzen«,
das war der »tollkühne Hund«, den das Publikum sehen wollte.

1959 machte Arnim Dahl auf dem Dachgeländer des Empire State Building einen Handstand,

weltweites Aufsehen war ihm gewiss. Er sprang von der fahrenden
Hamburger Hochbahn ins Wasser des Binnenhafens, von einem 47 Meter
hohen Kran ins Hafenbecken von Wilhelmshaven, hängte sich an den Zeiger
der Michel-Uhr und ließ sich von Glasdächern fallen – alles sprunggewal-
tige und artistische Bravourstücke noch in Zeiten der Fox-Wochenschauen.

Vielen ist noch heute die halb gerissene Fahne in Erinnerung, an der sich
Dahl im 9. Stockwerk des Hochhauses Deutscher Ring unter den Augen
einer riesigen Menschenmenge wie durch ein Wunder retten konnte. Sein



Kommentar: »Es war doch verdammt hoch.«

Als Sohn eines deutschen Meisters im Kunst-

springen und einer Leichtathletin wurde Dahl 1922 in Stettin
geboren, nach dem Kriegsdienst wurde Hamburg seine Wahl-
heimat. Im Fernsehen der 1960er-Jahre war er auch als Moderator
gefragt, hier in »Spiel ohne Grenzen« und »Sport-Spiel-Spannung«.

Arnim Dahl starb 1998 in Wedel bei Hamburg. [PA]

MARÜNDE

BILDER AUS DER HEIMAT



**»Im Grunde meines Herzens
bin ich Heimatmaler. Meine Heimat
ist die norddeutsche Provinz zwischen
Dänemark und dem Wendland.«**



Wolf-Rüdiger Marunde, Multitalent mit einem Faible fürs Landleben: Der Zeichner, Illustrator und Cartoonist Marunde, Jahrgang 1954, lebt im Landkreis Lüchow-Dannenberg und ist vor allem für seine sauguten Schweinchen-Cartoons berühmt. Zahlreiche Buchveröffentlichungen, Kalender, Plakate und Postkarten haben seit über 30 Jahren eine wachsende Fangemeinde. Seine Cartoons im »stern«, in der »Brigitte« und jetzt in der HÖRZU sind längst Klassiker. Auch zahlreiche Einzelausstellungen im In- und Ausland zeugen von seinem Renommee.

Wir freuen uns, Ihnen in der Reihe »Bilder aus der Heimat« die besten Illustrationen zeigen zu können. Die älteren Leser werden sich sicherlich schmunzelnd erinnern, die Jüngeren werden staunen über die altmeisterliche Art der Darstellung und den zeitlos tierischen Humor Marundes.



SIE TANZEN
WIE EINE FEDER,
GNÄ' FRAU!

WENN SIE
IHRE LINKE HAND NICHT
UNVERZÜGLICH VON MEINEM
HINTERN NEHMEN, WERDE ICH
IHNEN EINEN TRITT VERSETZEN,
DEN SIE NICHT VERGESSEN
WERDEN.

MON DIEU!
DER EISIGE ATEM
DES FEMINISMUS WEHT
MICH AN!

HÄRÜNDE



■ An der Großen Johannisstraße neben dem Rathaus und der Börse hat sich der täglich große Ansturm von Kauflustigen durch die vielen Angebote der Spitalerstraße und der Mönckebergstraße bereits beruhigt. Hier beginnt das sogenannte Nikolai-Quartier mit zahlreichen Restaurants, beliebt bei den Hamburg-Touristen als historischer Fußweg zum Hafen. Eine besondere Sehenswürdigkeit sind die Schaufensterauslagen von Brendler: Tropenhelm, Papageien, Holzelefanten, Palmen und echter Sand als Kulisse für ganz elegante und hochwertige Bekleidung. Das Geschäft wurde 1879 von Ernst Brendler am Vorsetzen gegründet und bediente dort mit der Uniformschneiderei zumeist die Handelsmarine. Nach einem Umzug in die Admiralitätsstraße 1 wechselte Brendler Mitte der 1970er-Jahre in die Rathausnähe, seit 1994 geführt von Frau Ingrid Oesthus, geb. Brendler. Das Warenangebot ist fast konkurrenzlos. Qualitäts- und traditionsbewusst sind die Stammkunden, finden



sie doch hier den über Jahrzehnte unveränderten dunkelblauen Blazer, den dunkelblauen Stutzer oder die Baumwollhosen aus Vollzwirn. Dazu kommen elegante Taschen aus Ecuador, Panamahüte, Leinen aus Russland, geflochtene italienische Schuhe, wertvolle Stoffe und so vieles mehr. Auch ausgesiente Marineware gehört zum Angebot. Bis heute hat Brendler die Zulassung für die Uniformen der Marine bis hin zur Admiralität. Kunden sind auch die Binnenschiffsreedereien. Frau Oesthus ist zuversichtlich, dass die Söhne das Geschäft im Sinne der Tradition weiterführen werden, möglicherweise erweitert um ein Damensortiment.

Das Bedauern über die verwechselbaren Ladenketten in unseren Städten hat ein Ende, wenn Sie Brendler in einem zweireihigen dunkelblauen Blazer mit goldenen Knöpfen verlassen, um über den Rathausmarkt vorbei an den Arkaden an die Alster zu schlendern: Hanseatischer geht es nicht. [PA]

VOR FRE UDE

Wir von der »finkenu|elf« waren für Sie auf Schnäppchenjagd. In der nächsten Ausgabe werden wir Ihnen etwas ganz und gar Kostenloses vorstellen: die Vorfreude. Ein jeder hat die »Zutaten« dazu in sich, manchen sind diese ganz verborgen, andere verwenden sie täglich.

Wenn es stimmt, dass einige Menschen bereits durch den Gedanken an ein Tortenstück Gewicht zunehmen, so kann man auch mit großer Vorfreude reisen, küssen, dichten, ausruhen, probieren oder etwas vortragen, um nur einige Möglichkeiten zu nennen. Vorfreude ist jederzeit und an jedem Ort möglich. Ungeduld und die Fernbedienung, um schnell ans Ziel zu gelangen, sind hier nicht hilfreich. Es bedarf keiner weiteren Hilfsmittel, nur warten muss man schon können, um den Genuss der belebenden und manchmal auch sehnsüchtigen Hoffnung, der bunten Vorstellung oder des freudigen Lebens auf das Kommende zu erfahren. Beginnen Sie mit dem Üben, oder warten Sie bis zur nächsten Ausgabe – in großer Vorfreude.

Die neue
Ausgabe
erscheint im
September
2012

Unsere Einrichtungen

PFLEGEN & WOHNEN ALSTERBERG Maienweg 145 | 22297 Hamburg | Telefon 20 22-39 00

PFLEGEN & WOHNEN ALTONA Thadenstraße 118 a | 22767 Hamburg | Telefon 20 22-20 23

PFLEGEN & WOHNEN FARMSSEN August-Krogmann-Straße 100 | 22159 Hamburg | Telefon 20 22-22 14

PFLEGEN & WOHNEN FINKENAU Finkenau 11 | 22081 Hamburg | Telefon 20 22-34 45

PFLEGEN & WOHNEN HEIMFELD An der Rennkoppel 1 | 21075 Hamburg | Telefon 20 22-40 40

PFLEGEN & WOHNEN HOLSTENHOF (und ÖJENDORF) Elfsaal 20 | Deelwischredder 37 | 22043 Hamburg | Telefon 20 22-48 34

PFLEGEN & WOHNEN HORN Bauerberg 10 | 22111 Hamburg | Telefon 20 22-46 31

PFLEGEN & WOHNEN HUSARENDEKMAL Am Husarendenkmal 16 | 22043 Hamburg | Telefon 20 22-47 25

PFLEGEN & WOHNEN LUTHERPARK Holstenkamp 119 | 22525 Hamburg | Telefon 20 22-28 16

PFLEGEN & WOHNEN MOOSBERG Moosberg 3 | 21033 Moosberg | Telefon 20 22-27 52

PFLEGEN & WOHNEN UHLENHORST Heinrich-Hertz-Straße 90 | 22085 Hamburg | Telefon 20 22-43 05

PFLEGEN & WOHNEN WILHELMSBURG Hermann-Westphal-Straße 9 | 21107 Hamburg | Telefon 20 22-42 25

Bildnachweis

Archiv PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG (36);
Nicole Manthey (10); Archiv edition wartenau (37);
Ulrike Sparr (22); Peter Albers (13);
Wolf Rüdiger Marunde (3); Kirsten Tomforde (1);
hamburgmuseum (1); Claudia Timmann (Titelmotiv)

Illustration

Heike Kreye ist seit vielen Jahren als freiberufliche Illustratorin für namhafte Verlage und Agenturen tätig. Über die Illustrationen der Kolumne »Wiedergelesen« hinaus - hier die Geschichte von Peter Wawerzinek (Seiten 62-67) - hat sie die Seite »Kleider machen Leute« (Seiten 60/61) gestaltet.

IMPRESSUM

Herausgeber: PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG GmbH,
Finkenau 11, 22081 Hamburg, Telefon 040 / 2022-3168,
Fax 040 / 2022-3550 (pflegeinfo@pflegenundwohnen.de)

Verlag: edition wartenau GmbH, Conventstraße 1-3, 22089 Hamburg,
Tel. 040/25 14651 und 040/2549 1503, Fax 040/25 14656
ulrike.sparr@wartenau.de | peter.albers@wartenau.de

Objektleitung: Peter Albers | edition wartenau

Idee, Konzeption, Gestaltung und Produktion: Peter Albers, Hamburg

Redaktion (ViSDP): Ulrike Sparr [US], Susanne Kranz [SK], Peter Albers [PA]

Weitere Mitarbeiter dieser Ausgabe: Heidrun Urmann
(heidrun.urmann@pflegenundwohnen.de)

Satzherstellung: edition wartenau | DZA Druckerei zu Altenburg GmbH

Druck und Bindung: DZA Druckerei zu Altenburg GmbH, Altenburg
Printed in Germany

Copyright © 2012 by edition wartenau

Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung der Redaktion.

Keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos.

»ZU EINER WIRKLICH
ELEGANTEN FRAU
PASST MODISCH
ALLES, NUR KEIN
ARMER MANN.«

YVES MONTAND
FRANZÖSISCHER CHANSONNIER
UND SCHAUSPIELER



ADELE BLOCH-BAUER
GEMALT VON GUSTAV KLIMT
ÖSTERREICHISCHER MALER
DES WIENER JUGENDSTILS

